Nummer 46 19. November 1942
Copyright 1942 by Deutscher Verlag, Berlin

51. Jahrgang Preis 20 Pfennig

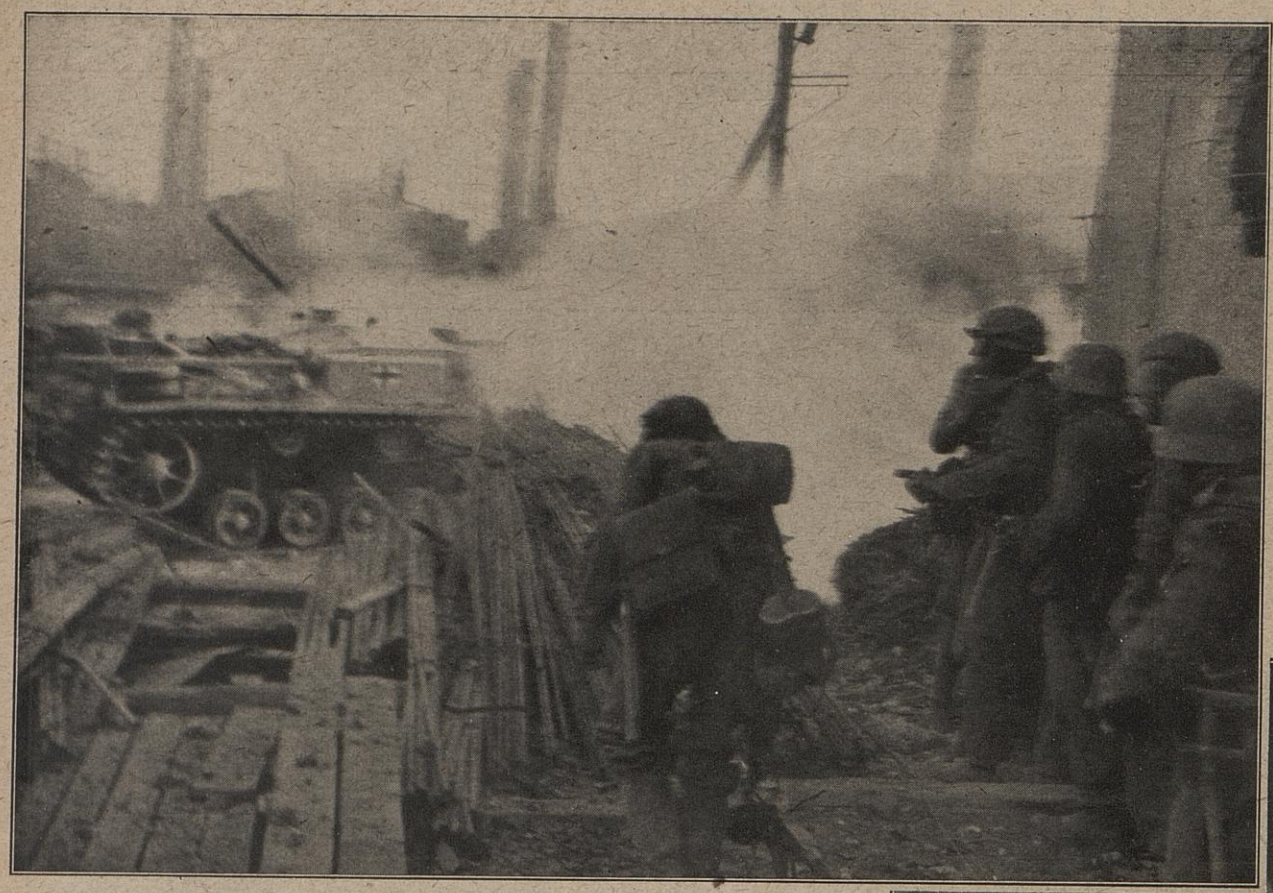
Berliner Illustrierte Zeitung

Nach dem Sturm

Eben haben die Grenadiere mit Maschinenpistolen, Handgranaten und Flammenwerfern die Bolschewisten aus einem der Schutt-Labyrinthe Stalingrads geworfen; dem deutschen Stoßtrupp ist ein wenig Aufatmen vergönnt. Die Augen noch feindwärts gerichtet, hält der Oberleutnant dem Gefreiten die Pfeife zum Feuernehmen für die Zigarette hin — ein unbeabsichtigtes, dafür um so eindringlicheres Sinnbild der kameradschaftlichen Verbundenheit deutscher Soldaten.

PK.-Aufnahme: Kriegsberichter Ollig-Wb.

Fp41f

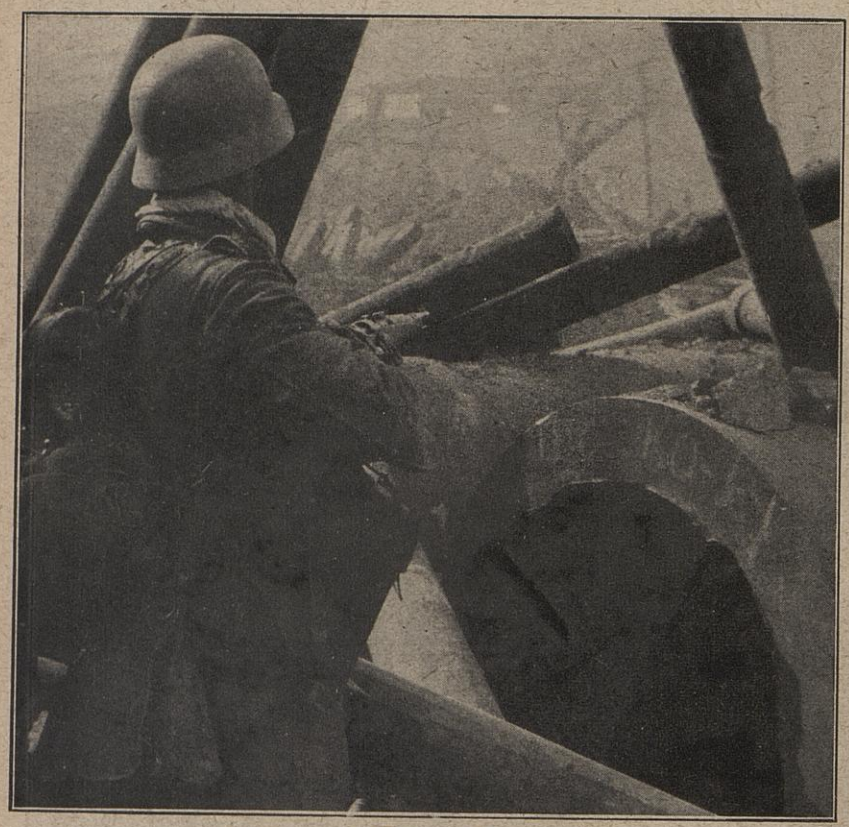


Durch Dunst, Trümmer, Rauch und Feuer: Vorwärts!

In dem Moment, in dem das Sturmgeschütz feuerte, fotografierte der Kriegsberichter. So erscheinen die Gestalten der Grenadiere und die Schornsteine über dem Trümmerfeld der ausgebrannten Fabrikanlagen unscharf und schemenhaft. Schon lange ist der Kampf in der Stadt zum ständigen Nahkampf geworden. Selbst die Ziele der Panzer und Sturmgeschütze sind oft nicht weiter entfernt, als ein Grenadier seine Handgranate zu werfen vermag.

Ein Granatwerfertrupp hat Gefangene gemacht.

In einer ruhigen Ecke werden die Papiere des Gefangenen geprüft. Die kleinen Trupps der Sowjets, die in Stalingrad ohne Aussicht auf Erfolg kämpfen, wehren sich zäh und verzweifelt. Die leichten Waffen der deutschen Infanterie beherrschen das Kampffeld.



Im Trümmerfeld einer Geschützfabrik.

Unfertige Geschützrohre dienen dem deutschen Grenadier zum Auflegen seiner Waffe. Die Leuchtpistole an seiner rechten Seite ist zum unentbehrlichen Hilfsmittel geworden. Viele Male am Tag zeigen ihre Geschosse den Kameraden des Heeres und der Luftwaffe an: „Hier sind wir!"

Schlacht ohnegleichen

In Stalingrads Trümmern

„Steckt da noch einer?"

Nicht um Hausruinen, sondern um Stockwerke geht der Kampf! Auf den Stoßtrupp, der eben in einen zerschossenen Häuserblock eingedrungen ist, ist aus den oberen Fenstern geschossen worden. Aufmerksam beobachten die Grenadiere, die Handgranate in der Faust, jedes Loch in dem Gemäuer.

Schützengraben . . . in den Ruinen eines Wohnhauses!

Unteroffiziere, Obergefreite, Gefreite sind die Männer, die das chaotische Kampffeld als Stoßtruppführer beherrschen. Oft ist es nur die Ecke einer Fabrikhalle, um die es für die Gruppe deutscher Grenadiere als „Tagesziel" geht.

Vor jedem Angriff liegt das Warten . . .

In seiner Rede vom 8. November sagte der Führer über die Schlacht von Stalingrad: „Die anderen sagen: Warum kämpfen sie denn nicht schneller? — Weil ich dort kein zweites Verdun haben will, sondern es lieber mit ganz kleinen Stoßtrupps mache! Die Zeit spielt dabei gar keine Rolle . . .!"

So sieht es in Wirklichkeit aus:

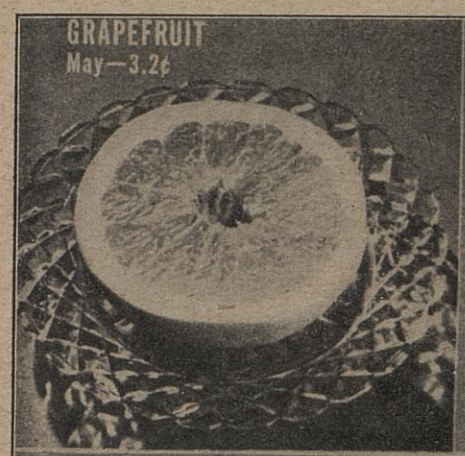
In dem Fabrikviertel, das deutsche Stukas in ein Labyrinth von Trümmern und Schutt verwandelten, kämpfen sich Stoßtrupps deutscher Grenadiere Meter um Meter vor.

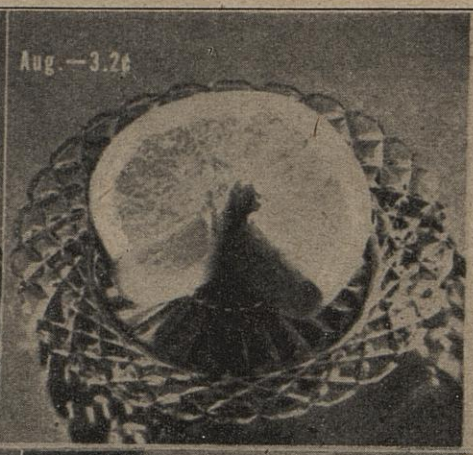
PK.-Aufnahmen: Kriegsberichter Heine (H. H.) (3), Herber (H. H.) (1), Ollig (2)

. . . und so in der Darstellung britischer Agitationszeichner:

Sie erfinden ein filmromantisches Kulissenspiel, bei dem die Deutschen, nachdem ihre Panzer zu Wracks geworden sind, hinter umgestürzten Straßenbahnwagen Zuflucht vor den „unzerstörbaren" Stalin-Tanks suchen müssen!!

Illusionen-Dämmerung in USA

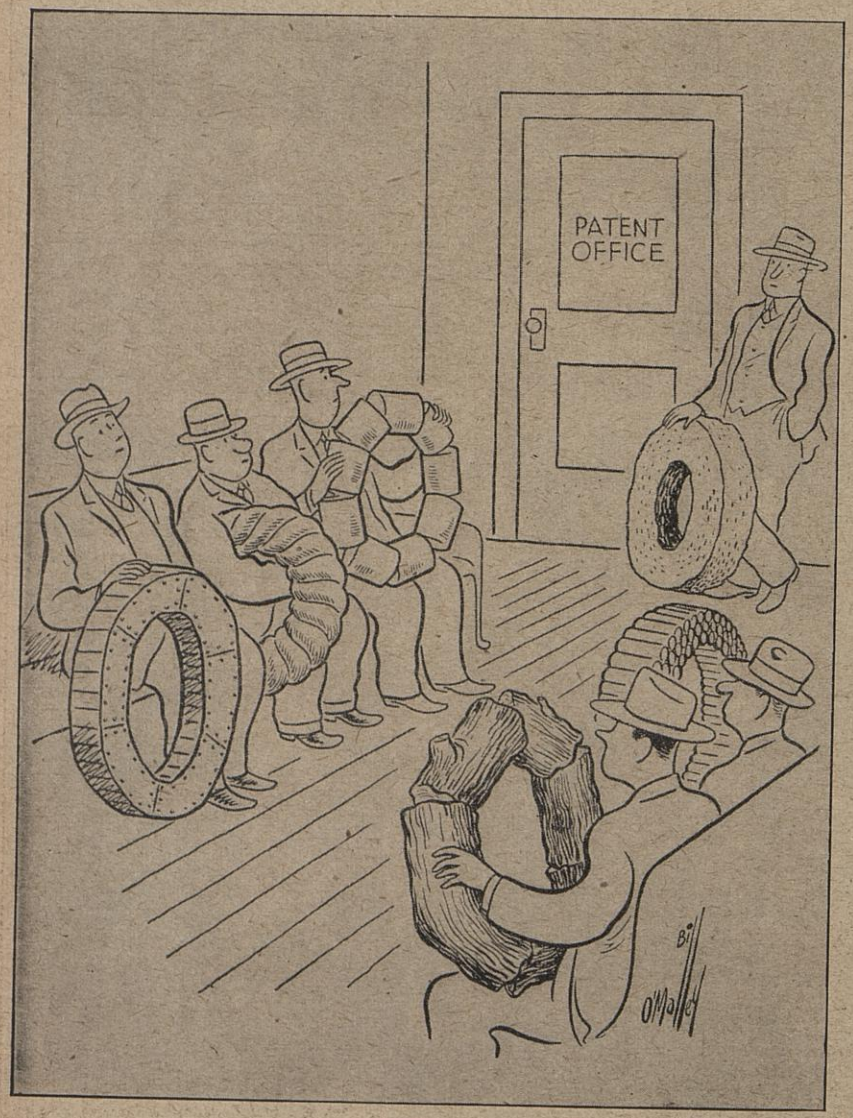




Ein Gespenst frißt alles an!

Seit Mai sitzt ein unheimlicher Gast am Tisch des amerikanischen Bürgers: Die Inflation!

Diese in einer nordamerikanischen Zeitschrift erschienene USA.-Statistik beweist, wie eine Reihe von Lebensmitteln von Mai bis August, al in nur drei Monaten — und dies im rohstoffreichsten Land der Erde —, sich verteuert haben. Für das gleiche Geld kann sich der USA.-Bürg immer weniger kaufen. Die Regierung gibt Alarmsignale: Entbehrungen oder Inflation! Die Wähler Roosevelts können sich darauf v lassen, daß . . . beides kommen wird.



Die einst über „Buna" spotteten

klagen heut über die große Gummi-Not

Karikaturen aus amerikanischen Zeitschriften:

Die Nutznießerin: „Ich muß darauf bestehen, daß Sie an meinem Bild nicht radieren!, Herr Professor — denken Sie an die Gummiknappheit!"

Links: Im Vorzimmer des Patentbüros: Die Reifenersatz-Erfinder.

Rechts: „Um Gotteswillen, Bob, schieß nicht in die Reifen — oder willst du uns alle ins Gefängnis bringen!?"

Ermunterung für Zaghafte

Das Schreck-Modell.

furchtbarer Riesenkopf schen den sentimentalen esgeschichten eines ameri- ischen Magazins: so sollen die gefühlvollen Leser das mpfgesicht" des amerika- hen Soldaten vorstellen. In klichkeit handelt es sich um — Fotomodell, für das die metische- Industrie keine Verwendung mehr hat.

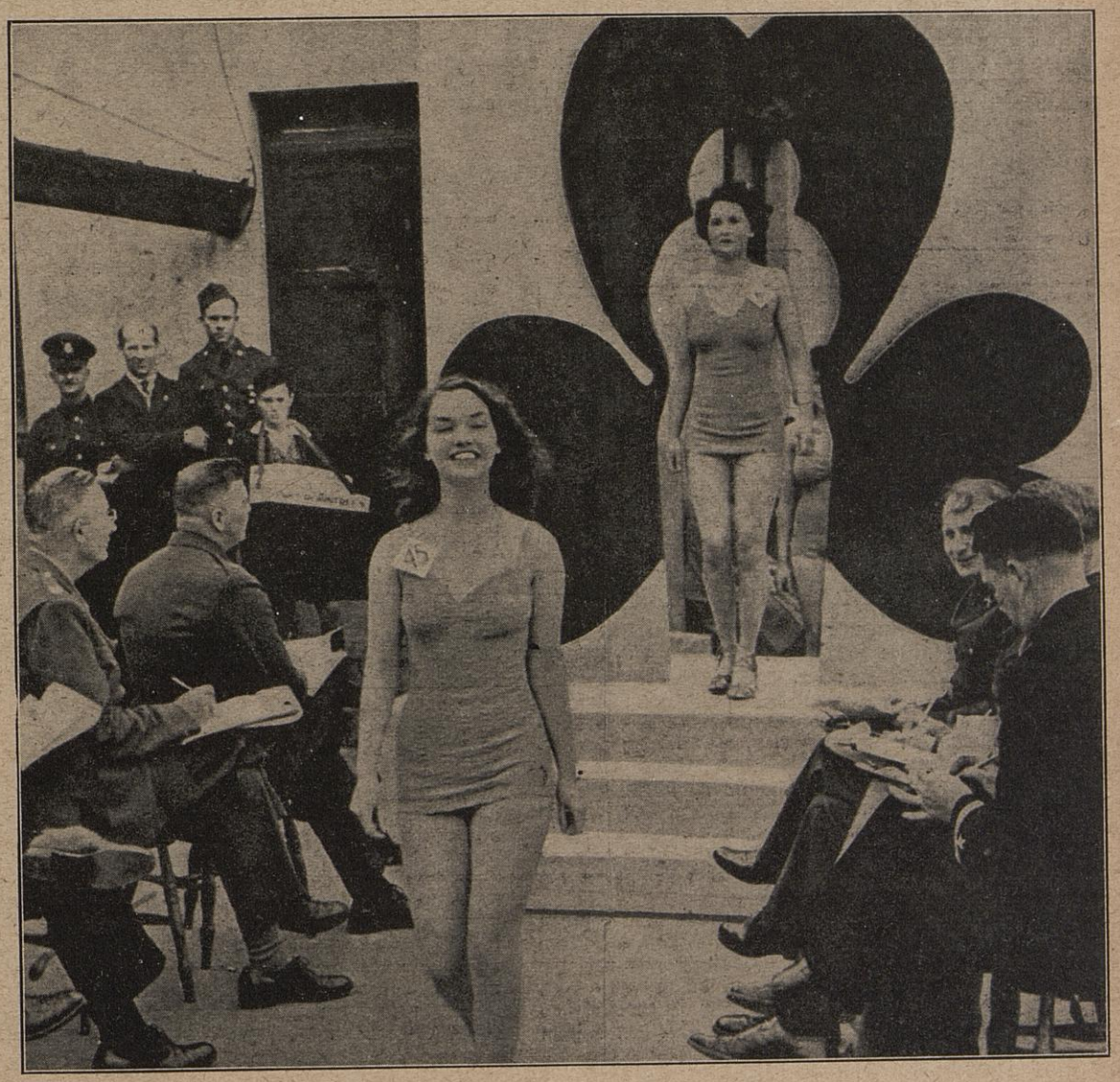
„Kleine Risse, Beulen, Prellungen sind noch kein Krieg!"

ermahnt ein Heimwehr-Kommandeur seine zaghaften Mannschaften — und erläutert mit fröstelndem Humor durch diese Zeichnung das körperliche Risiko des Ernstfalls, bei dem es blitzt und kracht, die Enten flüchten und die Fische sterben.

„Nimm dem Tommy nicht sein Mädel weg!"

Eine amerikanische Zeitschrift zeigt in Bildern, was den Engländern an den Soldaten aus USA. mißfällt. Vor allem das Flirten mit englischen Soldatenbräuten geht ihnen auf die Nerven.

Benimm dich besser als zu Hause!



Sie wählen unter den Töchtern des Landes.

USA.-Offiziere in Nordirland wissen keine bessere Beschäftigung, als ein Preisrichter-Kollegium zu bilden, das die körperlichen Vorzüge junger Irinnen taxiert — unter Mißbrauch des irischen Symbols, des Grünen Kleeblatts.

Hinter der Sowjet-Front abgeschossen

Dreizehn Tage – lang wie Jahre

Die Erzählung des Stabsfeldwebels R. — aufgezeichnet von Kriegsberichter Kurt W. Marek

Im Osten, Oktober 1942

Als die Explosion erfolgte, saß ich in meinem Beobachtersitz und blickte auf die Wälder, die bereits in einzelnen Flecken das herbstliche Gelb zeigten.

Fast im selben Augenblick schrie der Flugzeugführer: „Mein Bein! Mein Bein!"

Ich blickte hinaus und sah, daß die Tragdecks durchlöchert waren wie ein Netz, daß sich die Bleche aufgebeult hatten, so wie sich Papier aufbeult, wenn man an vielen Stellen den Finger hindurchsteckt. Rechts von mir schossen gelbe Stichflammen von mehr als zwei Meter Länge aus dem Motor. Als das Flugzeug taumelnd absackte, kam mir erst zum Bewußtsein, daß wir wie durch eine ungeheure Faust emporgeschleudert worden waren.

Unteroffizier B. erzählte mir später, daß er Splitterdurchschläge durch den ganzen Rumpf wahrnahm, daß die sowjetische Flak weiterschoß, daß eine schwarze Qualmwolke hinter dem Flugzeug stand. Er versuchte die Bodenstelle zu erreichen, doch erhielt er auf Festantenne keine Antwort. Er versuchte die Schleppantenne herauszudrehen, die aber kam nicht mehr zum Vorschein.

Da gab er durch, in der letzten Hoffnung, daß einer ihn hören möge: „Notlandung westlich der Eisenbahn großer See!"

In diesem Augenblick machten wir die Bauchlandung.

Dabei hatte ich inzwischen gesehen, daß dem Feldwebel A. durch einen Flakvolltreffer der linke Fuß abgerissen worden war. Ich hatte seinen Schrei „Mein Bein!" gehört, hatte mein Verbandpäckchen herausgenommen und ihm einen Notverband gemacht, hatte versucht, den blutenden Strom abzubinden, der aus seinem Unterschenkel quoll. Sein Fuß steckte noch im Pedal, das Bein im Seitenruder. Trotzdem machte er die Notlandung!

Nicht einen Augenblick verlor er das Bewußtsein. Wir waren atemlos vor Erregung, als er in die Linkskurve ging, trotz des zerschmetterten Beines, allein mit der Kurssteuerung. Ich sehe sein Gesicht noch vor mir. Es war schmerzverzerrt und völlig weiß. Dann setzte er auf einem abgeernteten Acker auf, mit nicht weniger als 170 bis 180 Stundenkilometern. Jeder Flieger weiß, was das heißt. Wir arbeiteten uns aus der Maschine heraus. Der brennende Motor war erloschen. Gleichwohl beseelte uns nur ein Gedanke: Weg von dem Flugzeug!

Der Heckschütze half dem Flugzeugführer beim Aussteigen. Dann trabten wir los, den Flugzeugführer auf unseren verschränkten Händen sitzen lassend. Dabei schwang sein verletztes Bein hin und her, und er schrie bei jedem Schritt, den wir nicht gleichmäßig machten, vor Schmerzen auf. Da hielten wir einen Augenblick an, und B., der Funker, nahm den Flugzeugführer auf den Rücken. So erreichten wir den nahen Waldrand.

Dort blieben wir erschöpft stehen. Der Flugzeugführer lehnte an einem Baum, er hatte die Augen geschlossen. Der Heckschütze wickelte ihm Binden um das Bein. Dann blickten wir umher. Bis jetzt hatten wir, vom Augenblick an, als uns das Flakgeschoß in die Maschine fuhr, ganz automatisch gehandelt, mit größter Geschwindigkeit und fast ohne zu überlegen. Jetzt aber, da wir hier am Waldrande standen, kam uns plötzlich die ganze Gefahr unserer Lage ins Bewußtsein und die Tatsache, daß wir einen Entschluß fassen mußten.

„Wie weit hinter der Front sind wir eigentlich?" fragte Albert B., der Funker.

Der Heckschütze blickte auf mich, und ich überlegte. Wir hatten die Straße nach M., über der wir bewaffnete Aufklärung zu fliegen hatten, weit hinter uns gelassen, waren jetzt westlich davon. Während der Notlandung hatten wir — das hatte ich noch wahrnehmen können — einen größeren See überflogen, den ich vom Kartenbild her gut in Erinnerung hatte.

„Nach meiner Schätzung", sagte ich, „haben wir an die vierzig bis fünfzig Kilometer zu marschieren bis zur eigenen Front!"

Als ich das gesagt hatte, blickten wir alle auf den Flugzeugführer. Er lag jetzt, ganz apathisch und sichtlich sehr erschöpft vom Blutverlust, da. Unter das verletzte Bein hatte ihm der Heckschütze einen dicken Ast gelegt, so daß es hoch lag. Ich hatte in diesem Augenblick das Gefühl eines kalten Schauers, der mir über den Rücken jagte; so trostlos sah ich plötzlich unsere Lage. Ich glaube, den anderen ging es ähnlich.

Albert B. drehte ganz sinnlos seine FT.-Haube in den Händen, der Heckschütze starrte schweigend auf unseren Verwundeten. Ich ertappte mich dabei, wie ich mechanisch den Reißverschluß an meiner Kombination dauernd auf und zu zog. Eine ganze Weile sprach niemand von uns ein Wort.

Dann blickte ich umher. Drüben, direkt vor dem See, hatten wir das Flugzeug aufgesetzt. Zur Linken, vielleicht dreihundert Meter entfernt, standen ein paar Katen, offenbar der Beginn eines Dorfes. Plötzlich faßte ich den Entschluß, in dieses Dorf zu gehen. Dieser Entschluß kam sicher aus dem Drang, irgend etwas, ganz gleich was, zu unternehmen, um unsere Tatenlosigkeit zu beenden, um einen Anfang zu machen.

„Wartet hier!" sagte ich zu den anderen. „Ich werde mal die allgemeine Lage erkunden!"

Dann nahm ich die Pistole aus der Tasche, entsicherte sie und marschierte auf das Dorf los.

Rings um uns Maschinengewehre

Das Dorf schien ohne viel Leben. Auf der Straße spielte ein Kind, das mich gar nicht beachtete. Ich nahm die Pistole fest in die Hand und trat in das erste Haus. Der Blick fiel sofort auf den großen Ofen, den hier alle Häuser haben. Eine Frau stand gebückt davor. Ich sagte laut: „Guten Tag!" Im selben Augenblick kam mir das sehr dumm vor.

Die Frau fuhr herum. Sie erschrak sehr, sprudelte dann irgend etwas heraus und sah mich wartend an.

„Germanski?" fragte ich. „Wo Germanski?"

Sie schüttelte heftig den Kopf. Hier waren keine Germanskis. Dann deutete sie in eine Richtung. Ich überlegte, daß dies Westen sein müsse. Doch daß im Westen Deutsche waren, war mir nicht neu.

„Und Rußki Soldaten?" fragte ich weiter.

„Doooh!" machte sie und deutete mit einer Handbewegung um sich, die alle Himmelsrichtungen umfaßte. Ich starrte noch eine Weile unentschlossen auf die wacklige Einrichtung, auf ein paar Ikone, die ganz mit Spinnweben verhangen waren. Dann machte ich kehrt und ging wieder auf die Straße. Ich spürte förmlich, wie entgeistert mir die Frau nachschaute.

Die anderen Häuser machten einen verlassenen Eindruck. Als ich mich umblickte, sah ich den Funker Unteroffizier B. kommen. Er war mir offenbar nachgegangen. Er schlenderte daher, als mache er einen Spaziergang. In der einen Hand ließ er seine FT.-Haube baumeln, mit der andern hatte er die Maschinenpistole geschultert, die er sich offenbar vom Heckschützen hatte geben lassen.

„Ich kann ein bißchen polnisch", sagte er, wie um seine Anwesenheit zu erklären. „Vielleicht können wir was rauskriegen!"

Ich schüttelte den Kopf. Wir standen auf der Straße und blickten in das Dorf hinein. Ich überlegte krampfhaft, was nun als Vernünftigstes zu tun sei, und wollte gerade etwas sagen, als in nächster Nähe ein Maschinengewehr losknatterte. Wir fuhren jäh herum.

„Los!" schrie ich, „zurück zu den anderen!" und rannte auch schon voraus. Doch wir waren kaum zwanzig Schritt gelaufen, da bekamen wir von links her ebenfalls Feuer. Wir warfen uns hin. Ich rollte mich in eine vom Regen ausgewaschene Rinne. B. kroch dicht an mich heran. Wir atmeten schwer von dem plötzlichen Lauf.

„Was nun?" fragte B.

Ich hob vorsichtig den Kopf. „Nimm lieber die Rübe weg!" warnte B. Aber ich blickte dennoch umher.

„Auf geradem Wege kommen wir nicht mehr durch", sagte ich, „wir können nur noch einen Umweg durch das Waldstück machen."

Wir krochen vorsichtig los. Als wir uns zu ein paar Sprüngen aufrichteten, bekamen wir wieder Feuer. Trotzdem hatte ich den Eindruck, daß die ganze Schießerei nicht eigentlich uns galt. Denn es war mir unerklärlich, warum nicht ein paar sowjetische Soldaten, wenn wir erkannt waren, erschienen, da sie doch sehen mußten, daß wir nur zu zweit waren.

Dann tauchten wir in den Wald und verpusteten einen Augenblick. B. sagte dauernd: „Verdammt, verdammt noch mal" und befühlte sein rechtes Ohr von allen Seiten. Die Maschinenpistole war ihm beim Kriechen ständig gegen den Kopf geschlagen.

Wir beratschlagten kurz, welche Richtung wir einschlagen sollten. Dann zogen wir los. Der Wald war hier ganz verwildert, mit viel Unterholz, vor allem großen Klettenbüschen, bestanden. Bald waren unsere Kombinationen mit Kletten besetzt wie mit vielen Knöpfen. Schließlich fanden wir uns vor einer großen Lichtung, die nach einer Seite, in schmalem Durchlaß zu einer Ebene hin, geöffnet war. Ich war der Meinung, daß wir von dort aus unser Flugzeug sehen müßten. B. deutete genau in die entgegengesetzte Richtung.

Endlich einigten wir uns und stapften über die Lichtung. Als wir den Waldrand erreicht hatten, knatterte wieder ein Maschinengewehr. Doch diesmal so nahe, daß wir den Eindruck hatten, der Schütze müsse hinter dem nächsten Busch sitzen. Das Gute bei diesem Schießen war nur, daß es uns deutlich klar werden ließ, daß nicht wir die Ziele sein konnten. Gott allein mochte wissen, worauf die schossen. Schlimm war, daß wir offenbar mitten in die Sowjets hineingeraten waren und keine Ahnung mehr hatten, in welcher Richtung wir unsere Kameraden zu suchen hatten.

Wir dachten an den Flugzeugführer, der verletzt hier irgendwo liegen mußte.

Doch wo? In welcher Richtung waren wir bereits abgekommen? Hatten die Sowjets das Flugzeug gefunden?

Das Schießen klang von allen Seiten, irreführend durch vielfaches Echo.

Vier Stunden lang marschierten wir, immer wieder dicht an feindlichem Feuer, in weiten Spiralen durch den Wald, die Kameraden aufzuspüren. Wir glaubten jedenfalls, in immer größeren Kreisen zu gehen, doch schließlich wurde uns klar, daß wir, abgelenkt durch Lichtungen, durch das Feuer oder durch morastige Gründe, in regellosem Vorstoß uns verirrt hatten.

Wir waren schätzungsweise fünfzig Kilometer tief im feindlichen Land, auf uns allein gestellt, und nur ein Zufall, auf den wir nicht rechnen konnten, hätte uns helfen können, die Kameraden noch zu finden. Als uns das, während wir tief in den Klettenbüschen hockten und auf das immer wieder aufflackernde feindliche Feuer lauschten, klar geworden war, mußten wir uns, wollten wir eine Aussicht auf die eigene Rettung haben, für eine bestimmte Richtung entscheiden. Und diese Richtung konnte nur Westen sein.

Tief im Dickicht des Waldes

Wir waren anderthalb Stunden gelaufen, quer durch den Wald. Noch zweimal waren wir in die Nähe feuernder Maschinengewehre gekommen, die wir dann umgehen mußten. Als wir das drittemal ins Feuer kamen und an einem jenseitigen Waldrand zwei Sowjets erkannten, beschlossen wir nach kurzer Besprechung, den Tag zur Ruhe zu benutzen und in der Nacht zu wandern.

Als wir uns, tief im Dickicht des Waldes, unter einer Tanne lagerten, begann es zu regnen. Und zwar in einer Art und Weise, die wir mit Landregen bezeichnen. Es strömte vom Himmel in jener Beständigkeit, die auch die wetterfesteste Kleidung erweicht. Nach einer halben Stunde waren wir naß bis auf die Haut. Wir krochen dicht an den Stamm der Tanne heran, dadurch deckten uns die weitausladenden Zweige wenigstens einigermaßen. Dann setzten wir uns Rücken an Rücken und versuchten zu schlafen.

Nach einiger Zeit hatte ich den Eindruck, daß B. eingenickt sei. Ich selber war hellwach. Ohne es zu sagen, hatte ich doch die ganze Zeit die Hoffnung genährt, auf Heckschütze und Flugzeugführer zu treffen. Diese Hoffnung gab ich jetzt auf. Dann beschäftigte sich mein Verstand mit allen Möglichkeiten, die uns zu Gebote standen. Seltsamerweise überlegte ich nur das Wie des Durchkommens. Daß es uns etwa nicht gelingen sollte, die deutschen Linien zu erreichen, kam mir nicht eine Sekunde in den Sinn.

Endlich hatte ich die Idee, eine Bestandsaufnahme zu machen. Ich zog die Knie an den Leib und begann, meine Taschen zu entleeren. Ich förderte der Reihe

nach zutage: Eine Armbanduhr und eine Taschenuhr. Es ist eine alte Angewohnheit von mir, zwei Uhren mitzuführen.

Dann eine Geldbörse und einen Talisman, ein Halskettchen mit Anhänger von meiner Frau. Nach einer Weile erkannte ich plötzlich, daß ich es geraume Zeit in der Hand gehalten hatte, viele Bilder der Heimat vor Augen.

In meiner Hosentasche fand ich ein gefülltes Feuerzeug und eine Tabakspfeife. Die Pfeife ließ ich gleich draußen, steckte sie in die äußere Brusttasche. Ich wußte, daß B. ein Päckchen Tabak eingesteckt hatte. Vorhin schon, während unseres Waldlaufes, hatte er sich eine Pfeife angezündet. Daran denkend, beschloß ich, den Tabak von nun an zu rationieren. Wenn wir täglich nicht mehr als drei Pfeifen rauchten, müßten wir auskommen, überlegte ich.

Das brachte mich darauf, einmal zu überschlagen, wieviel Zeit wir zur Ueberwindung der fünfzig Kilometer, wobei ich fünfzig Kilometer für schlecht gerechnet hielt, brauchen würden. Ich setzte als ständige Nachtleistung nach reiflichem Ueberlegen nicht mehr als zehn Kilometer an. Dann hätten wir es in fünf Tagen geschafft. Bei dieser Ueberlegung kam mir zum erstenmal der Gedanke ans Essen. Doch schob ich ihn sofort wieder beiseite, als ich mit sozusagen prüfendem Hinhorchen noch keinen Hunger empfand.

Dann leerte ich alle anderen Taschen, förderte jedoch nur noch meinen Fliegerausweis und einen Kamm zutage. Ich beschloß, alles zu behalten. Schließlich reizte es mich, zu erfahren, was B. wohl besitze. Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, ihn zu wecken. Doch zeigte es sich, daß er gar nicht geschlafen hatte. Auf die Frage, woran er denn gedacht hätte, antwortete er: „Ach, gar nichts weiter!"

Nach einer Pause sagte er dann plötzlich: „Du, wir müssen durchkommen!"

„Klar", sagte ich, „klar kommen wir durch!"

Dann breitete B. aus, was er hatte. Er legte sogar seine Erkennungsmarke auf ein schwammnasses Moospolster vor uns. Außerdem aber hatte er eine Schachtel Streichhölzer, vier Zigaretten im Etui, ein Taschentuch, ein Taschenmesser, einen Schlüsselbund, den er kurz betrachtete, und dann mit großem Schwung in die Büsche warf. Zuletzt zog er aus seiner Geldbörse einen Verlobungsring, legte den Frontflugausweis dazu und oben darüber auch einen Kamm, den er vor kurzem, wie ich, in unserer Fliegerhorstkantine gekauft hatten.

Aus der Innentasche seines Rockes zog er ein paar Fotos. Er hielt die Hand drüber, um sie vor dem Regen zu schützen.

„Meine Verlobte", erklärte er.

In diesem Augenblick sah er aus wie einer, der gerade aus tiefstem Schlafe aufgescheucht wurde, und auch die ganze Zeit während unseres Marsches machte er keinen anderen Eindruck. Seine schwarzen Haare — er hat einen großen Busch dunkelsten Kraushaares — standen ihm zerzaust nach allen Seiten. Dabei blickten seine Augen verloren, stets so, als denke er an Vergangenes. Und seine tiefbraune Gesichtsfarbe erschien jetzt, im trüben Dunkel des Tannendickichts, noch dunkler und ließ seine Augen leuchten.

Ich nahm die Bilder und sah ein hell gekleidetes Mädchen vor irgendeiner Veranda stehen. Sie hatte einen karierten Schal um, und ihr Haar und der Schal flatterten im Winde.

„Nicht naß werden lassen!" sagte B. und hielt dauernd die Hand drüber. Dann nahm er die Bilder und verwahrte sie wieder sorgsam in seiner Brusttasche.

So blieben wir hocken. Den ganzen Tag. Immer wieder flammte Maschinengewehr-Feuer auf. Die Sowjets veranstalteten hier offenbar Schießübungen. Ich zwang mich, nicht mehr an unseren Flugzeugführer zu denken und an den Heckschützen. Auch B. sprach nur einmal davon, hörte aber gleich wieder auf, sagte nur noch etwas von Hoffnung. Schließlich dämmerten wir in ein sanftes Dösen hinein. Von Zeit zu Zeit fiel mir der Kopf auf die Knie, dann schreckte ich hoch. So saßen wir bis 19 Uhr 30.

Im Moor versunken

Als wir schließlich losmarschierten, gerieten wir nach knapp einer halben Stunde in ein Moor. Kurz vor dem Abmarsch hatte ich noch entdeckt, daß ich einen Kompaß besaß, angeschnallt an den Kragenumschlag der Kombination. Wir stellten die Westrichtung fest und marschierten.

Plötzlich sank ich bis über beide Knie ein; in einem Grase, das fest und gar nicht besonders feucht aussah.

„Zurück, Mensch, zurück!" schrie B.

Indem ich ihn an der Hand faßte, zog ich mich heraus. Der strömende Regen hatte zu diesem Zeitpunkt aufgehört und war zu dem geworden, was der Berliner mit „Nieseln" bezeichnet, jenem ununterbrochenen schaumfeinen Feuchtigkeitsniederschlag, der einem das Atmen erschwert.

Stabsfeldwebel R. und Unteroffizier B., die beiden Helden des Berichts „13 Tage — lang wie Jahre".
PK.-Aufnahme: Kriegsberichter Stempka

„Wir müssen durch!" sagte ich.

B. ging ein paar Schritte nach links und versuchte es dort. Er kam mehrere Meter voran, sank dann aber plötzlich bis über die Hüften ein. Ich hatte Mühe, ihn herauszubekommen.

Gut war, daß ein heller Mond schien und alle Sterne am Himmel standen; die Milchstraße war wie ein kompakter weißer Fluß, der über das ganze Firmament floß.

So konnten wir das Moor vor uns als eine weite mit nur wenigen Büschen bestandene Fläche erkennen, auf der ein hohes schilfiges Gras wuchs. Und nach einigen Versuchen merkten wir, daß man auf diesem Grase laufen konnte; zwar sank man bis mindestens zum Knie ein, doch dann fand man wieder festen Boden. Also wateten wir hinein. Wir wußten ja nicht, wie groß der Umweg sein würde, wenn wir das Moor zu umschreiten versuchten. Und aus Berichten wie aus eigener Erfahrung wußten wir von der oftmals ungeheuren Ausdehnung der Sümpfe.

Wir zogen durch dieses Moor viereinhalb Stunden. Immer einbrechend und uns wieder herausarbeitend, doch dabei, muß ich jetzt mit vieler Verwunderung feststellen, eigentlich niemals im Bewußtsein der wirklichen Gefahr. So sank ich einmal, auf ein trügerisches Moospolster tretend, ein bis unter die Arme. In diesem Augenblick schob sich eine Wolke vor den Mond und die Sterne verblaßten hinter diesigen Schleiern.

Ich schrie nach B. Doch er war einige Schritte weitergegangen und saß selber drin bis zu den Hüften.

Daß ich hier herauskam, verdankte ich einer Krüppelbirke, die ich in Reichweite fand, einem Birkenbusch, wie sie in allen Mooren wachsen. Ich arbeitete vielleicht eine halbe Stunde, ehe es mir gelang, mich Hand über Hand aus dem zähen Schlamm zu ziehen, der einen wie mit tausend Klammern hielt und nicht loslassen wollte. Dann konnte ich B. zu Hilfe kommen, der zwar nicht so tief drin saß, wie ich gesessen hatte, doch keinen Busch zur Hand hatte, der ihm hätte helfen können.

In der zweiten Stunde etwa mag es gewesen sein, daß plötzlich das Gras aufhörte und vor uns eine scheinbar feste Moosdecke lag. Doch als wir drauftraten, bewegten wir uns wie auf einer Federmatratze. Der ganze Boden schwank und vibrierte, ja, bei jedem zehnten Schritt hatte man den Eindruck, jetzt an der äußersten Grenze der Tragfähigkeit angekommen zu sein, so wie auf einer ausgespannten Decke, auf der man steht, wenn in lustigem Kreise das Spiel des Prellens getrieben wird. Genau dieses Gefühl hatte ich, wenn ich mit vorsichtigem Fuße erprobte, ob die Moosdecke tragfähig sei.

B. begann dann zu schimpfen. Er murrte und knurrte ununterbrochen vor sich hin, meistens verstand ich ihn gar nicht. Schließlich erkannte ich, daß sein Zorn vor allem seinen Pelzstiefeln galt, deren weite Oeffnung oben sich bei jedem Einsinken mit Moorschlamm füllte, so daß er gezwungen war, alle zehn Minuten die Stiefel auszuziehen und umzukippen. Das brachte ihm patschnasse Socken ein. Ich selber hatte gewöhnliche Schnürschuhe an.

Als im Osten der neue Tag, der zweite Tag unseres Marsches, empordämmerte, da merkte ich auch meinen Füßen die Strapazen an. Ich setzte mich auf die krumme, bizarr aus dem Boden wachsende Wurzel einer Tanne, und zog meine Stiefel aus. Dann wrang ich die Socken aus und entdeckte, daß beide Fersen meiner Füße bereits durchgelaufen waren und Blut absonderten.

Ich blickte zum Himmel empor. Er war trübe und verhangen. Es schien nicht, daß wir in nächster Zeit schönes Wetter bekommen würden. Nach wie vor hing die Luft voller Feuchtigkeit, die sich beklemmend auf die Lunge legte.

Doch plötzlich waren wir aus dem Moor heraus. Wir merkten es daran, daß der Boden mit einem Male zu federn aufhörte, daß das Moos sich mit festem Grase und niederem Buschwerk durchsetzte und wir immer weniger tief im Wasser zu waten hatten. Erleichtert atmeten wir auf.

Dann tauchte die Sonne über den Horizont. Der war für unser Auge eine heckenartige Reihe von Birkenbüschen, die eine trübe wässerige Lache abgrenzte. Aus diesen Büschen scholl vielstimmiger Vogelgesang. Wir hörten ihn an und stritten noch darüber, um was für Vögel es sich handele. Die Sonne war schon als rote Scheibe sichtbar, als wir beschlossen, uns ein Tagquartier zu wählen, dort zu bleiben und bis zur nächsten Nacht durchzuschlafen.

Wir brachen eine Anzahl von Birkenbüschen ab und schichteten sie zu einem Lager. Unter einem größeren Busch krochen wir dann eng zusammen und versuchten zu schlafen. Und diesmal, das weiß ich noch gut, schlief ich sofort ein, ebenso B., der auf eine ganz sonderbare Art den Kopf in seinen Armen zu verstecken verstand.

Wir lassen uns nicht gefangennehmen

Jedesmal, bevor wir weitermarschierten, zogen wir den Kompaß zu Rate. Wir waren heilfroh, ihn zu haben, konnten wir doch mit seiner Hilfe genauen Westkurs einschlagen.

Wir marschierten quer durch den Wald, der hier überhaupt kein Ende zu nehmen schien. Hin und wieder gerieten wir in Windbrüche. Da lag der Wald auf mehr als einen Kilometer niedergemäht, die Stämme kreuz und quer übereinandergeworfen. Das Unterholz hatte mehr Sonne bekommen und war über die Stämme gewuchert, einen undurchdringlichen Dschungel bildend.

Wir schlugen uns durch. B. stöhnte oft während dieser Zeit, mir kamen meine Schnürschuhe sehr zugute. Seine Pelzstiefel aber waren voll Wasser und hingen wie Bleisäcke an seinen Füßen.

In dieser Nacht hatten wir die erste Berührung mit den Sowjets. Wir hatten mit einem Male vor uns ein weites Stück glatter Ebene. Wir mußten sie überqueren und taten das auch, in gebückter Haltung möglichst schnell die gefährliche Stelle überwindend. Als wir in den nahen Waldrand tauchen wollten, erreichte uns der Anruf eines sowjetischen Postens.

Wir machten beide einen Riesensatz, um zu verschwinden. Faßten uns im Walde an der Hand und rannten, auf das Geräusch, das wir dabei verursachten, nicht achtend, immer tiefer hinein ins verwachsene Gestrüpp. Dann hielten wir und lauschten. Die Gesichter schmerzten uns von den Peitschenhieben der gestreiften Zweige.

Der sowjetische Posten gab Alarm. Er schrie irgend etwas, und im ganzen Walde erhob sich ein Gewimmel, Rufe ertönten und Aeste brachen unter vielen Tritten.

Als ich zu B. hinüberfaßte, merkte ich, daß er die Maschinenpistole in Anschlag gebracht hatte. Ich selber hatte automatisch meine Pistole herausgerissen und hielt sie entsichert in der Faust.

Ich wollte gerade etwas zu B. sagen, als er von sich aus plötzlich das Schweigen brach und mit einer ganz nüchternen Stimme, so wie man eine Feststellung trifft, erklärte: „Du, Heinrich, gefangennehmen lassen wir uns nicht!"

„Nein", erwiderte ich, „das ist ganz klar!"

Dann merkten wir, wie die Sowjets den Waldstreifen abkämmten. Offenbar nahmen sie an, daß wir den eigentlichen Wald, in dem wir ja bereits saßen, noch nicht erreicht hätten. Denn ihre Bemühungen erstreckten sich ganz und gar auf das Waldstück nahe der Lichtung. Schließlich schossen sie sogar dieses Waldstück systematisch durch. Es war ein toller Feuerzauber, den sie entfesselten. Wir aber hockten bereits tief in den Büschen und grinsten.

Von diesem Augenblick an wechselte unsere Stimmung fast stündlich. Grundsätzlich waren wir guten Mutes, doch dann kamen Stunden, wo wir beide mit unserem Mute am Ende waren, apathisch herumlagen und ein Ende herbeisehnten, ganz gleich welcher Art. Aber es war entscheidend, daß uns solche trübe Stimmungen nicht zu gleicher Zeit anfielen, so daß einer immer den anderen ermunterte, ihn antreiben und mit neuer Hoffnung erfüllen konnte.

Die Sowjets schossen diesen Wald durch in nicht weniger als drei- bis vierstündigem Bemühen. Dann gaben sie es auf. Und wir marschierten weiter.

(1. Fortsetzung folgt.)

Die Frauen und der Träumer

ROMAN von HANS FALLADA

Copyright 1942 by Rowchlt Verlag, Stuttgart-Berlin

Inhalt des bisher erschienenen Teils:

Karl Siebrecht, der im November 1909 sechzehnjährig aus einer märkischen Kleinstadt nach Berlin kommt, ist zuerst Handlanger auf Neubauten des Bauspekulanten Kalubrigkeit. Er wird entlassen, als der Chef erfährt, daß Karl aus Mitleid Trockenmietern Holz und Kohlen beschafft hat. Kalubrigkeits Schwager, Herr von Senden, nimmt sich des begabten Jungen an. Unter dem Oberingenieur Hartleben wird er Hilfszeichner in Kalubrigkeits Technischem Büro. Aber auch dort entdeckt ihn der Chef, neuerdings verliert Karl seine Arbeit. Er hat sich mit Rieke Busch zusammengetan, der noch unmündigen Tochter eines Maurers, die ihn, als er in Berlin eintraf, nahe dem Stettiner Bahnhof untergebracht hat. Rieke, die für ihren Vater und ihr Schwesterchen Tilda sorgen muß, kauft in dem Geschäft von Silberzahn auf Raten eine Nähmaschine. Den Vertrag unterschreibt Karl als angeblicher Bruder Riekes mit dem Namen Karl Busch. Sie näht Kindermäntel für die Firma Felten, bei deren Kundschaft Karl abends, auf einem Dreirad fahrend, Ware abliefert. Herr von Senden sucht ihn, als er seine Stellung im Technischen Büro verloren hat, auf und trägt ihm Hilfe an. Karl lehnt ab, sich von ihm unterstützen zu lassen. Er hat den achtzehnjährigen Kalli Flau getroffen, einen ehemaligen Schiffsjungen, der allerhand Speditionspläne hat und an Karl Siebrechts Stelle Bote bei Felten wird. Silberzahn kommt mit seinem Sohn und fordert die Nähmaschine zurück. Er droht, Karl wegen Urkundenfälschung anzuzeigen. Karl schlägt Rieke vor, Silberzahn auszuzahlen, damit er den Vertrag zurückgibt. Es handelt sich um einen Rest von 140 Mark. Karl hat ein Sparbuch, das auf 200 Mark lautet. Da Silberzahn weiter droht, bietet Karl ihm schließlich diese ganze Summe an. Rieke kramt nach dem Sparbuch unter der Wäsche im Küchenschrank. Die Summe ist bis auf 43 Mark abgehoben. Der alte Busch hat das Geld vertrunken. Aus Angst vor ihm verschwinden die beiden Silberzahns.

Dreiundvierzig Mark und ein paar Pfennige Zinsen ergab die Löschung des Sparbuchs, etwas über neunundfünfzig Mark konnten sie aus den Resten von Karls und Kallis Lohn und der Abrechnung für Riekes Mantelnäherei — ach, sie hatte noch viele Abzüge für fehlerhafte Arbeit! — zusammenlegen. Dann verblieb ihnen kein roter Pfennig mehr, und immer noch fehlten über neunzig Mark. Langsam wurde es in der Küche dämmerig, dann dunkel. Karl saß auf einem Stuhl, Kalli Flau schnitzelte an einem Stück Holz, und Rieke stopfte ein Wäschestück. Sie seufzte schwer. Von Karl kam kein Echo.

„Er ist eingeschlafen, Rieke", flüsterte Kalli Flau.

„Und wenn ich denke", flüsterte sie zurück, „er brauchte nur ein Wort zu sagen und bekäme das Geld!"

„Wieso denn, Rieke? Warum sagt er denn das Wort nicht?"

„Weil er voll Einbildungen sitzt! Er hat einen reichen Freund, wenn er den bäte — — Aber natürlich, er ist zu fein dazu!"

„Ich höre alles, was ihr redet", sagte Karl. „Denkt ihr, ich habe geschlafen? Ich bin nicht zu fein, um Geld zu bitten, nur von Senden will ich nichts haben. So, und jetzt gehe ich und hole Geld!"

„Karle!" rief Rieke. „Tu für mich nichts, was du später bereust! Karle ..."

Aber er war schon aus der Tür. Er rannte zu dem Oberingenieur Hartleben, seinem ehemaligen Vorgesetzten in Kalubrigkeits Zeichenstube. In dem kleinen Eßzimmer verhandelten sie, der Tisch war schon gedeckt, und alle Augenblicke steckte ein Kind oder auch die Frau den Kopf durch die Tür, um zu sehen, ob der Besucher noch immer nicht ging. Hartleben schloß ein Seitenfach des Büfetts auf. Er nahm einen Hundertmarkschein aus einer Zigarrenkiste und sagte: „Ich will keine Quittung von dir, aber es wäre nett, wenn ich das Geld bald zurückbekäme!" Er brachte Karl selbst zur Tür, aus der Küche sahen Frau und Kinder schweigend zu. Karl war, als habe er diesen ihr Geld fortgenommen.

Wieso war es nun eigentlich leichter, den Oberingenieur, dem das Geld knapp war, um Hilfe anzugehen, als Herrn von Senden, der ihm lächelnd den blauen Lappen geschenkt hätte? Aber das war es eben, er wollte nichts geschenkt haben ...

VIII.

Ein Apriltag, klar und sonnenwarm. Die Dienstmänner mit ihren roten Mützen, sechs oder sieben an der Zahl, saßen an der Westseite des Stettiner Bahnhofs in Berlin behaglich im warmen Licht. Es war eine ruhige Viertelstunde zwischen zwei Zügen.

Dann hob einer den Kopf: „Da kommt der olle Küraß mit seinen beiden Haifischen! Und die ganze Karre voll Koffer! Was die einem alles wegschnappen!"

Ueber den Bahnhofplatz rumpelte ein Karren, vorn zog Karl Siebrecht, hinten schob kräftig Kalli Flau, obenauf saß vergnügt ein Alter, die rote Dienstmannsmütze auf dem dünnen Haar.

„Ach, laß sie doch!" meinte ein Gutmütiger. „Der olle Küraß müßte ohne sie hungern!"

„Es soll aber nicht sein!" schalt ein dritter. „He, Küraß, komm mal her ..."

Die beiden Jungen kümmerten sich nicht um das Geschwätz, sie luden eilig die Koffer ab. Sie waren das alles nun schon gewohnt, sie waren hart geworden — nach einem harten Winter. Die Arbeit, Schneeschippen und Kohlenschleppen, war knapp gewesen. Sie schliefen beide auf der Diele in Riekes Küche. Vor ein paar Wochen war Karl auf den alten Dienstmann gestoßen, dem Rieke ehedem seine Karre abgeschwatzt hatte. Es ging ihm kümmerlich, die meisten Koffer waren ihm zu schwer, die kürzesten Wege den alten Füßen zu weit. Da hatten die Jungen sich seiner bemächtigt, er hatte die Lizenz als Dienstmann, sie die Kräfte. Mochten die anderen sie „Haifische" schelten, sie waren zu jedem Zug an der Bahn und verdienten Geld. Auch Rieke verdiente jetzt besser, da sie fehlerfrei nähen gelernt hatte, und der alte Busch arbeitete zu Haus als ein ganz brauchbarer Bügler. Groschen kamen zu Groschen, eine Mark kam zur anderen, die Schuld bei dem Oberingenieur Hartleben wurde abbezahlt. Aber alles, was nicht zum Nötigsten gebraucht wurde, verschwand unerbittlich bei Karl. Er war geizig geworden.

Wo blieb er mit dem Geld? Was hatte er vor? Wenn er es sich genau überlegte, unterschied ihn etwas Wesentliches von Kalli Flau und Rieke. Sie waren mit ihrer jetzigen Lage ganz zufrieden. Er aber wollte voran. Jetzt, da er in der Stadt Berlin heimischer geworden war, sah er eine große, eine bedeutende Möglichkeit. Doch er hatte bisher nicht davon gesprochen.

Ahnungslos war Kalli Flau um die Ecke des Bahnhofs gegangen, und auch Rieke wußte nichts davon, daß Karl in diesem Augenblick im Begriff stand, ihre Groschen aufs Spiel zu setzen.

Noch acht Minuten bis zum Warnemünder Zug, der die Dienstmänner in alle Windrichtungen zerstreuen würde. Unwillkürlich warf Karl einen Blick nach der Seite, wo Kalli Flau verschwunden war. Vielleicht war es doch ein Fehler gewesen, ihn von der Unterredung, die er mit den Dienstmännern vorhatte, auszuschließen. Kalli hatte die Gabe, die Leute mit einem Witz in gute Stimmung zu bringen. Aber das war nun zu spät. Karl hatte auch gedacht, es sei besser, wenn er seine erste Schlacht allein schlage.

Er hatte, wie Kalli Flau, die Hände in die Taschen seiner Hose gebohrt und bummelte auf die Dienstmänner zu. „Hört mal einen Augenblick, ihr!" sagte er.

Dies war nicht der richtige Anfang. Kiesow, der am feindlichsten Gesinnte, sagte sofort streitlustig: „Kiekt euch mal den an! Hast du hier auch was zu reden, du?"

Sie machten Anstalten, ihm den Rücken zu drehen. Falsch hatte er angefangen, er wollte nicht falsch fortfahren. Er hatte sich diesen Augenblick hundertmal vorgestellt, er durfte nicht versagen, jetzt, wo es endlich soweit war.

„Ich zähle", sagte er, tief Atem holend, „hier acht Dienstmänner. In fünf Minuten läuft der Schwedenzug ein, ein Haufen Gepäck kommt, und es gibt keinen freien Dienstmann mehr. Trotzdem schafft ihr es nicht, die paar Gepäckdroschken schaffen es auch nicht, und die Fremden schimpfen. Unterdes aber kommen die ‚Haifische', wie wir, und schnappen euch die besten Fuhren weg."

„Dafür gehört ihr versohlt, mein Junge!" sagte Kiesow drohend.

„Aber mit Versohlen schafft ihr die Fuhren auch nicht! Besser, ihr fertigt alle Fremden ab, dann schwimmen die ‚Haifische' von selbst fort. Ich mache euch einen Vorschlag: von morgen früh an halte ich mit einem zweispännigen Plattenwagen hier, und wer will, tut sein Gepäck 'rauf. Vorläufig fahre ich nur zum Potsdamer und Anhalter; wenn's klappt, aber mit mehr Fuhrwerk zu allen Bahnhöfen. Ihr könnt unterdes die Fuhren in die Wohnungen erledigen. Nun sagt, was ihr dazu meint?"

Alle schwiegen. Sie warfen verstohlene Blicke aufeinander. Keiner wagte das erste Wort, keiner wollte sich festlegen. Dann rief Küraß mit seiner schreienden, hohen Altersstimme: „Macht, was der Junge sagt! Der Junge ist goldrichtig! Was der mir für Geld verdient ...!"

Als hätte ihn das in Gang gebracht, fragte Kiesow rasch: „Und was willst du an uns verdienen, du goldrichtiger Junge?"

Karl sagte mit viel Nachdruck: „Die Hälfte eurer Tage!"

Im selben Augenblick brach ein Sturm los, sie schrien und schüttelten die Fäuste. Zugleich jedoch kamen auch schon die ersten Reisenden des Schwedenzugs aus dem Seitenportal. Sie riefen nach Droschken, und die Gepäckträger riefen nach den Dienstmännern. Im Nu waren diese in der immer dichter werdenden Flut der Reisenden, man sah hier und dort ihre roten Mützen. Es würde eine Stunde, zwei Stunden dauern, bis sie wieder zusammenkamen, Stunden, in denen jeder für sich nachdenken konnte. Karl atmete auf, vielleicht war das seine Rettung.

Da berührte Kalli Flau ihn an der Schulter. „Du", sagte er, „mach' los! Ich hab' eine feine Fuhre nach dem Westen geschnappt, fünf Koffer und zwanzig Schachteln! Oder auch zehn! Und einen großartigen echt englischen Bullenbeißer!"

„Eine Fuhre nach dem Westen? Eigentlich wollte ich jetzt nicht ... Na, wenn du sie schon hast, hilft es nichts! Wie können das andere auch am Nachmittag besprechen. Los, Opa, schieb deine Karre an den Ausgang."

„Jotte doch, Junge!" fing der alte Küraß zu jammern an. „Das hätt'st du doch nich machen sollen! Die sind ja alle so giftig auf dich! Wozu bloß?"

„Also los, Kalli!" rief Karl ungeduldig. „Wo stehen die Koffer?"

„In der Halle! Was hat denn der Opa? Hast du Streit mit den anderen gehabt?"

„Ich erzähl's dir nachher, Kalli. Sind das die Koffer? Das ist eine schöne Wucht. Guten Morgen, ach, verzeihen Sie! Guten Morgen, Herr von Senden!"

„Du siehst, wir treffen uns immer wieder, Karl!" lächelte Senden und bot seine Hand. „Jetzt bist du also unter die Gepäckträger gegangen? Wo werden wir uns das nächste Mal wiedersehen? Was wirst du dann sein?"

Karl hatte die Hand nur flüchtig gedrückt. Jetzt bückte er sich nach den Koffern. „Ich weiß schon, Kurfürstenstraße zweiundsiebzig", sagte er.

Aber er bekam einen so kräftigen Stoß, daß er taumelte. Der Dienstmann dreizehn namens Kiesow schrie: „Willst du machen, daß du hier wegkommst! Du hast hier gar nichts zu suchen! Verzeihen Sie, mein Herr", sagte er zu Senden, „aber der Junge ist nicht berechtigt, Gepäck anzunehmen. Das sind so Bengels, Herumtreiber, denen dürfen Sie keinen Handkoffer anvertrauen, schon ist er weg! Au!"

Die englische Bulldogge hatte an der Leine der Frau von Senden, geborenen Kalubrigkeit, einen Satz gemacht und war den streitbaren Dienstmann angegangen. Senden griff in die Leine und sagte sanft zum Dienstmann Kiesow: „Sie irren sich, dieser Junge ist berechtigt, mein Gepäck anzunehmen, er ist vertrauenswürdig."

Kiesow sah argwöhnisch von einem zum anderen, ganz unsicher, was nun wieder gespielt wurde. Er tippte an sein Mützenschild und sagte brummig: „Na, denn entschuldigen Sie man, ich dachte bloß ..." Und er schob ab, nicht ohne einen unheilverkündenden Blick auf Karl zu werfen.

Senden ging mit seiner Frau fort, ihr halb voran, während die Bulldogge mit der gespaltenen Nase gegen seine Hosenbeine stieß. Karl und Kalli beluden sich mit Gepäck. Das Gefährt, sanft knarrend unter dem Gewicht der Koffer, setzte sich in Bewegung. In der Gabel ging Kalli Flau, hinten schob Karl, nebenher trabte der alte Küraß.

„Jotte doch!" jammerte wieder der Alte, „wie konntest du bloß so reden, Karl? Sie sagen, sie schlagen mir meine Karre kaputt!"

„Was war denn los?" schrie Kalli Flau.

„Nachher!" rief Karl zurück. „Und du hältst den Mund, Opa. Gar nichts wird zerschlagen, dafür sorge ich!"

Sie fuhren die Invaliden- und Paulstraße hinunter und kamen am Schloß Bellevue vorbei in den Tiergarten. Die Bäume waren noch kahl, doch im Sonnenschein sah es aus, als runde schon aufsteigender Saft die Aeste. Der Rasen wurde grün, und überall brachen aus ihm in gelben, lila und weißen Tuffs die Kelche des Krokus.

Die beiden hatten bis dahin sehr rasch gezogen, nun verlangsamte sich ihr Schritt. Der alte Küraß wurde zum Ausruhen auf einer Bank abgesetzt, dann ging es weiter. Schließlich kam Karl nach vorn zu Kalli. Der fragte: „Was ist das nun eigentlich für eine Geschichte? Mir hast du bisher noch kein Wort gesagt, und der Rieke wahrscheinlich auch nicht."

„Nein, der auch nicht", gab Karl zu. „Weißt du", versuchte er sich zu entschuldigen, „ich wollte nicht reden, ehe es soweit war."

„Du weißt gut, Karl, ich mach' bei allem mit, mit mir kannst du Pferde stehlen. Aber reden wir nicht mehr davon. Was willst du denn anfangen?"

Karl setzte es ihm auseinander, und Kalli sah den Vorteil sofort ein. Am meisten interessierte ihn, woher Karl Pferd und Wagen nehmen wolle.

„Pferde!" sagte Karl mit Nachdruck. „Nicht ein Pferd — Pferde! Es muß gleich nach was aussehen, sonst beißt keiner an. Und ich habe auch einen guten Rollwagen. Das heißt, was Festes habe ich noch nicht ausgemacht, ich wollte erst sehen, wie das mit den Dienstmännern ausginge."

„Und wie ist es ausgegangen, Karl, was meinst du selbst?"

„Schlecht", gab Karl zu. „Aber das hat alles gar nichts zu sagen. Dich mögen sie eben, und mich kann keiner ausstehen, weiß der Henker, warum!" Er dachte einen Augenblick nach, dann sagte er: „Doch, ich weiß schon, warum! Weil ich klüger bin als die! Das giftet sie." Er sah Kalli Flau herausfordernd an, und als der schwieg, fragte er: „Nur, stimmt das, Kalli, oder stimmt es nicht?"

„Ach, Karl!" sagte Kalli nur und schwieg wieder.

„Was heißt: ‚ach, Karl'? Stimmt es, oder stimmt es nicht?"

„Natürlich stimmt es nicht, Karl! Es gibt einen ganzen Haufen Leute, die klüger sind als die Dienstmänner am Stettiner Bahnhof. Das wissen sie ganz gut, und das finden sie auch ganz richtig, deswegen haben sie noch lange keine Wut auf die Klügeren. Aber —"

„Aber —?" fragte Karl ungeduldig, als Kalli Flau noch immer schwieg.

„Ach, du schnappst ja doch ein, wenn ich es dir sage, Karl!"

„Ich schnappe bestimmt nicht ein, Kalli!"

„Doch tust du es!"

„Bestimmt nicht. Ehrenwort, Kalli!"

„Na! Weißt du, Karl, du hast so eine verflucht hochnäsige Art zu den Leuten. Zu allen, Karl, auch zu Rieke und mir."

„Ich habe euch doch nie — —"

„Doch hast du, Karl! Du hast uns schon viele Male merken lassen, wie dumm wir sind und wie klug du. Du denkst immer, wir merken es nicht, aber wir merken es doch. Sieh mal, Karl, daß es Arm und Reich und Dumm und Klug auf der Welt gibt, das wissen schließlich alle, und darüber regt sich keiner groß auf. Wenn nun aber die Klugen, die doch schon viel besser weggekommen sind, anfangen, die Dummen verächtlich zu behandeln, dann muß es eben schiefgehen, Karl!"

Karl schwieg zu den Worten des Freundes. Sie waren nun schon in der Hofjägerallee, leise ächzend lief die Karre hinter ihnen, Karl drückte nur gerade so viel auf die Holme, daß sie im Gleichgewicht blieb. Er schämte sich ein wenig; gerade die schlichte, vorwurfslose Art, in der Kalli sprach, hatte etwas Ueberzeugendes an sich.

„Nun bist du also doch eingeschnappt, Karl", fing Kalli wieder an.

„Nein, bin ich gar nicht, Kalli!"

„Und warum sagst du nichts?"

„Weil ich nachdenke."

„Worüber denkst du denn nach?"

„Ach, nur so. In einem hast du doch unrecht, Kalli. Daß ich es mit den Dienstmännern falsch angefangen habe, weiß ich. Aber es ist nicht wahr, daß ich auch dich und Rieke verachte. Sag' nur ein einziges Beispiel, wo ich euch verächtlich behandelt habe."

„Ach, Karl, wozu soll man das alles heraussuchen? Es sind ja nur Kleinigkeiten!"

„Siehst du, gar nichts weißt du! Das hast du nur so hingesagt, und das finde ich nicht hübsch von dir! Vielleicht sprichst du auch mit Rieke so über mich..."

Bei diesen Worten des Freundes hatte sich Kalli Flau aufgerichtet. Unwillkürlich zog er stärker am Karren. Er sah Karl ein paarmal von der Seite an, wischte sich mit der freien Hand über den Mund, schluckte und sagte dann grob: „Manchmal verdienst du Prügel, Karl! Du hast nicht nur dein, sondern auch unser Geld gespart, und dann erzählst du allen Leuten von deinem großartigen Rollfuhrunternehmen, aber Rieke und mich, uns fragst du überhaupt nicht! Aber du bist ja so schrecklich fein, du kannst das Hin- und Hergeschwätze nicht vertragen! Und das nennst du Freundschaft, und mir willst du Vorwürfe machen? Wenn du so weitermachst, dann kannst du dir deine Freunde bald mit der Laterne suchen! Bloß finden wirst du keine, die Rieke nicht und mich auch nicht!"

Karl war über diese unerwartete Meuterei seines Getreuesten so bestürzt, daß er im ersten Augenblick seine Gedanken nicht sammeln konnte, sondern nur aufs Geratewohl sagte: „Dir hätte ich schon alles erzählt, Kalli, aber die Rieke redet immer soviel über alles."

Damit aber hatte er es erst richtig verkehrt gemacht. Kalli tat vor Wut einen Satz, schüttelte ihm die Fäuste vor der Nase und schrie: „Sag' das noch einmal, du verfluchter Lügner, du! Nun auch die Rieke schlecht machen! Sie kann besser den Mund halten, wenn's darauf ankommt, als du! Aber ich habe es jetzt über mit dir, Karl! Das eben hat mir den Rest gegeben. Bloß Freund sein zum Ja-und-Amen-Sagen und zum Kuschen, dafür danke ich! Mach' du dir von jetzt an deinen Dreck alleine!"

Er hatte die Karre losgelassen und stolzierte steifbeinig zum Bürgersteig hinüber. Karl starrte ihm nach. Er konnte es noch immer nicht begreifen, daß dies geschehen war. Er legte sich in den Ziehgurt und brachte die Karre wieder in Gang. Wie schwer sie ihm plötzlich erschien, da er allein war!

— — — — — — — — — — — —

Senden zog eine aus grünen Perlchen geflochtene Geldbörse aus der Tasche. „Und wie ist die Taxe, mein Sohn?" fragte er.

„Zwei Mark fünfundzwanzig", sagte Karl eilig.

„Schade", meinte Senden, indem er das Geld abzählte, „daß nicht einer von deinen Freunden mitgekommen ist. Ihnen würde ich ein Trinkgeld geben, dir wage ich keins anzubieten."

„Ich nehme auch Trinkgelder", sagte Karl trotzig, „aber nicht von Ihnen!"

Senden nickte nur. „Genau, wie ich gedacht habe", sagte er ungerührt. „Hier ist dein Geld, Karl, zähle es bitte nach."

Karl ging. Im Eiltempo schob er seine Karre zurück. Im Geist sah er das Schild vor sich, das er schon beim Maler bestellt hatte: „Berliner Gepäckbeförderung". Vor dieses Schild hatte er Kalli führen wollen voller Triumph! Nun war es damit Essig — solch ein alberner Affe! Wenn er ehrlich die Konsequenzen dieses Streits zog, mußte er Kalli, und Rieke auch, ihren Anteil an den ersparten hundert Mark zurückgeben. Dann blieben ihm knapp fünfzig, und damit war die großartige Berliner Gepäckbeförderung geplatzt!

Er zog noch schneller an seiner Karre. Zwischen vier und fünf Uhr wollte er den Fuhrunternehmer Wagenseil sprechen. Wenn die Unterredung so verlief, wie er erwartete, dann würde ihm der Stettiner Bahnhof in Berlin noch viel heimatlicher und vertrauter werden. Mochte Kalli ihm böse sein, er brauchte ihn nicht!

Aber sein Geld willst du behalten, sprach eine Stimme in ihm. Du faßt ja schon bei dem Gedanken, du müßtest es vielleicht zurückgeben, mit der Hand danach!

Wenn er danach fragt, bekommt er seinen Anteil zurück, antwortete Karl sich trotzig. Ich riskiere es auch mit fünfundsechzig!

Dann mußt du auch Riekes Geld zurückgeben, sagte die Stimme in ihm wieder. Oder du mußt sie darum fragen. Dann mußt du ihr erklären, warum Kalli Flau nicht mitmacht.

Ich brauche ja gar nichts zu erklären. Wenn ich sie bitte, läßt sie mir das Geld sofort.

Combustin-Fett-Puder
Combustin-Creme
sind sehr ergiebig.
Darum seid sparsam!

Bei richtiger Wäschebehandlung haben Sie lange Jahre Freude an der Unterkleidung von MÜLLER & SCHWEIZER · STUTTGART B 21

Glatte, frische Haut durch Zellerneuerung

Wenn die Haut welkt, wenn sie die Farbe verliert und Fältchen bildet, ist dies ein Zeichen dafür, daß der unsichtbare Prozeß der Hauterneuerung nicht mehr richtig funktioniert. „Lillon"-Präparat wirkt nach innen. Es regt die mangelhafte oder ganz daniederliegende Zellerneuerung an und baut die Haut von innen her auf. Die erschlafften Hautgewebe spannen sich. **Falten, Krähenfüße, Runzeln verschwinden,** die Farbe wird wieder lebendig. Wenn Sie sich eine verjüngte Haut wünschen und „Lillon"-Präparat noch nicht probiert haben, so lassen Sie sich einmal eine Packung zuschicken, und Sie werden von der Wirksamkeit dieses seit Jahrzehnten bewährten Präparates überzeugt sein. **Originalpackung** zu RM 3.—, 5.— und 8,—. Der Vorteil ist der, daß Sie unser „Lillon"-Präparat auch als **Nacht- und Tagescreme** gut verwenden können.

Lillon-Präparate Luis Kosel, Wien 101

Fichtennadel-Badezusätze Schwarzwaldmark

Aus würzigen Fichtennadeln gewonnen ● Als erfrischende, stärkende Bäder beliebt ● In bekannter Güte, aber nicht in beliebiger Menge erhältlich ● Deshalb: sparsam verbrauchen!

Pino A.G. Freudenstadt Im Schwarzwald

Ausgabe 1942
Lieferzeit: Frühjahr 1943

ATLAS für das deutsche HAUS

Größe: 35 cm hoch, 32,5 cm br., 2,5 cm dick

Nachdem die Herausgabe sichergestellt ist, bieten wir allen Lesern dies. schön. u. neuesten Atlas an. Die Lieferung erfolgt **in der Reihenfolge des Bestelleinganges ab Frühjahr 1943.** Der Atlas ist auf gutem Landkartenpapier gedruckt u. erstkl. gebunden, die Karten auf Fälze gehängt. Sämtliche Grenzen entsprechen dem derzeitigen neuesten Stand, soweit sie festliegen u. veröffentlicht wurden · Auf **etwa 100 Haupt- u. Nebenkarten mit 76 Seiten** werden Deutschland u. **alle Teile der Welt** zur Darstell. gebracht. Ein **Ortsregister** mit ungefähr **50 000 Namen** dient dem leicht. Auffind. d. Gesucht.

RM 2.- monatlich

Drei Kegel-Verlag Dr. P. Oestergaard K.-G.
Abt. Vers.-Buchhdlg., Berlin-Lichterfelde, Karwendelstr. 35

Bestellschein BIZ. 1 Exempl. **Haus-Atlas** gem. Angeb. **RM 12.80,** auf Raten **RM 2.— monatlich.**
Name: .....
Adresse: .....

Schwer zu entscheiden?

Nein! Wenn Sie Geld regelmäßig nach festem Plan anlegen und die Familie auch für den Fall vorzeitigen Todes schützen wollen, wählen Sie eine Lebensversicherung! Ein 30jähriger z. B. stellt mit rund 2 Mark im Monat 1000 Mark sicher – auch im Kriegssterbefall.

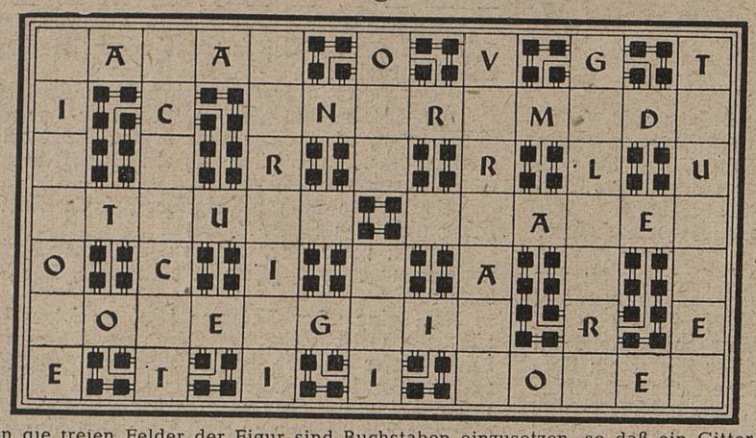
Jetzt ausschneiden, auf Postkarte kleben und an die Gothaer Lebensversicherungsbank a. G., Gotha, senden.

Senden Sie mir unverbindlich Ihre Schrift „Gotha-Schutz". Welche Summe kann ich für monatlich RM ..... versichern?

Herr
Frau .....
Frl. Geburtsdatum: .....
Beruf: .....
Wohnort: .....
Straße u. Nr.: ..... B 32

Rätsel

Kreuzgitter



In die freien Felder der Figur sind Buchstaben einzusetzen, so daß ein Gitterwerk sich kreuzender Wörter entsteht. Die Erklärungen der Wörter sind unabhängig von Richtung und Reihenfolge in der Figur angegeben. Die bereits eingetragenen Buchstaben dienen zur Kontrolle.

Ostgotisches Königsgeschlecht — Schweizer Kanton — Federwild — Dienstgrad beim Reichsarbeitsdienst — Oper von Wagner — feierliches Gedicht — musikalische Schriftzeichen — Villenvorort von Florenz — Landschaft in Südrußland — Pflanzensorte — senkrecht geführter Grubenbau — italienischer Geiger und Tonsetzer — Sternbild — deutscher Fabeldichter.

Der zündende Funke

ber — blatt — bo — cha — de — de — draht — e — e — e — er — fung — gal — gie — haar — imp — klo — kord — laus — le — lek — lin — mi — na — ne — ner — ni — nit — rak — re — re — rew — ri — rie — sel — sieg — tal — tät — ter — ter — to — tri — um — va — zi.

Aus diesen Silben sind 15 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Wort von Freiligrath ergeben (ch ist ein Buchstabe).

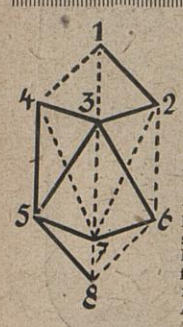
1. Nebenfluß des Bug, 2. Name des italienischen Kronprinzen, 3. Steinfrucht, 4. Hunderasse, 5. säurefester Kunststoff, 6. Höchstleistung, 7. italienischer Anatom, 8. Tatkraft, 9. ärztliche Schutzmaßnahme, 10. Gestalt aus der „Walküre", 11. Bezeichnung für Unechtes, 12. Pflanzenschädling, 13. Naturkraft, 14. Gemüsepflanze, 15. Wesensart.

Gut bewirtet

Eins zwei bat ich heute Vetter Hans.
Falls er Wort, verstellt, gibt's eine Gans.

Nichts Neues für Autofahrer

Teil der Mahlzeit, Windung, Lauf
Zeigen uns vier Zeichen auf.



Wem geht ein Licht auf?: Die Linienführung geht folgendermaßen: 1 — 2 — 3 — 4 — 5 — 3 — 6 — 7 — 5 — 8, dann weiter nach 1 — 4 — 7 — 2 — 6 — 8 — Erholung in Worten: zu weilen. — Drei zu eins: Helgoland — Handballspiel, Eiderdaunendecke, Landjahrmädchen, Goldfischglas, Oberbannführer, Lustspieldichter, Armbanduhr, Notizbuchblatt, Drahthaarterrier. — Wahres Wort aus alter Zeit: Der Geist bewegt die Materie. — 1. Drilling, 2. Eremit, 3. Rückhand, 4. Garibaldi, 5. Eisenhütte, 6. Isegrim, 7. Sauna, 8. Treffpunkt, 9. Blindschleiche, 10. Euringer, 11. Weberei, 12. Eiderente. — Silben-Wabenrätsel: 1. Zigarette, 2. Akazie, 3. Amazone, 4. Zoologe, 5. Antilopen, 6. Garibaldi, 7. Barrikade, 8. Marinade, 9. Algerien, 10. Alpenrose.

Lösungen der Rätsel aus Nummer 45

Du willst sie aber nicht bitten!

Das habe ich auch nicht nötig! Riekes Geld kann ich stillschweigend behalten, denn es ist eigentlich mein Geld. Weil nämlich von meinem Geld die Nähmaschine bezahlt ist!

Das war hübsch! Das war hübsch! sprach nach einer ganzen Weile, in der er vor Schrecken über seine eigenen Gedanken stumm gewesen war, die Stimme in ihm. Du bist ja so versessen auf deinen Plan, du willst allen Leuten immerzu zeigen, was für ein großer Mann du wirst! Und was kannst du ihnen zeigen? Daß du festgefahren bist! Daß du gar nichts hast! Daß du mit allen verkracht bist!

Und ich führe meinen Plan doch durch! knirschte Karl.

Siehst du! Das predige ich dir ja die ganze Zeit! Dein Plan ist dir tausendmal lieber als alle deine Freunde!

Damit verstummte die Stimme. Karl aber blickte auf und sah an einer Säule des Bahnhofsvorbaus einen langen, blassen Jungen in Korkenzieherhosen lehnen. Er kannte ihn, es war Hans Tischendorf. Kalli Flau hatte gehört, der Junge sei bei einem Rechtsanwalt wegen eines Mankos in der Portokasse fortgejagt worden. Jetzt jagte er, wie Karl und Kalli, als „Haifisch" nach Koffern. Er sah plötzlich mit seinem scheuen, raschen Auge zu Karl hin und sagte: „Feine Idee von dir, mit den Gepäckfuhren!"

Karl tat diese erste Anerkennung gut, wenn sie auch von Tischendorf kam. „Meinst du?" fragte er.

„Natürlich!" sagte Tischendorf und betrachtete nachdenklich seinen Zeigefinger. „Ich würde sogar mitmachen, würde Geld dabei riskieren. Hundert Mark, sagen wir — gegen den halben Gewinn!"

Karl überlegte. Hundert Mark waren jetzt für ihn ein Geschenk des Himmels, aber diesen Tischendorf als Kompagnon zu haben und den halben Gewinn abzugeben — nein! „Ich glaube", sagte er langsam, „ich brauche jetzt kein Geld."

„So? Ach, du hast wohl Angst vor deinem Freund, dem Kalli Flau?"

„Angst — ich?" fragte Karl zurück und warf den Kopf in den Nacken. „Ich will bloß keine schlechten Geschäfte machen!"

Er nickte Tischendorf kurz zu und ging eilig vom Bahnhof fort. Während der Unterhaltung hatte er ganz klar erkannt, was er nun zuerst tun mußte: er mußte Rieke alles erzählen, und wenn er es auch durchführen würde, falls sie widerriet, es war anständiger, gegen ihren Rat zu handeln als ohne ihr Wissen.

Er ging immer schneller. Eine Last war von seinem Herzen gewichen, er begriff sich selbst nicht, daß er so lange hatte schweigen können. Aber so schnell er auch ging, an diesem strahlend hellen Vorfrühlingsnachmittag erreichte er Rieke nicht mehr. Die gute Stunde glitt vorüber, die Wohnungstür war zu, und als er mit seinem Schlüssel aufgeschlossen hatte, war alles leer. Rieke war auf Besorgungen fort, und er mußte zu dem Fuhrunternehmer Wagenseil, er hatte keine Zeit mehr, sie zu erwarten oder zu suchen. Er holte sich frische Wäsche, seinen Sonntagsanzug, wusch sich gründlich und zog sich langsam an. Er nahm sogar den hellblauen Seidenschlips, den er seit seinem Auszug aus der Heimat nicht mehr getragen hatte, und er setzte sich zum erstenmal, seit er in Berlin arbeitete, seinen schönen hellgrauen Filzhut auf.

Dann machte er sich auf den Weg zu Franz Wagenseil, der seinen Fuhrhof in der Frankfurter Allee hatte. Der Mann hatte zwanzig Gespanne laufen, in der Hauptsache schien er Steine und Mörtel für Bauten zu fahren. Karl war, ganz von seinem großen Plan erfüllt, eines Tages einfach auf diesen Fuhrhof getapert, übrigens nicht auf den ersten, wo er sein Anliegen vorbrachte. Meist war er kaum angehört oder barsch abgefertigt worden.

Auch Wagenseil hatte nicht gerade viel überflüssige Zeit. Neben seinem Fuhrbetrieb handelte er noch mit Kohlen und Kartoffeln, mit Stroh, Heu, Hühnerfutter. Nacheinander sechs verschiedenen Beschäftigungen hingegeben, hatte er Karl angehört. Er war ein langer, kräftiger Mann, vielleicht in den Vierzig, rasch in Bewegungen wie im Reden.

Am Eingang zum Fuhrhof stand ein schwarz geteerter Schuppen mit der Rieseninschrift „Büro". Dort saß ständig ein ältliches weibliches Wesen, das ebenso verstaubt schien wie die Papiere um sie.

„Was wollen Sie denn von Herrn Wagenseil?" fragte sie, als Karl jetzt abermals erschien. „Geld? Geld haben wir heute nicht da! Müssen Sie morgen noch mal wiederkommen!"

„Ich will gar kein Geld. Ich möchte ihn bloß geschäftlich sprechen."

„So? Dann suchen Sie ihn selber! Soll ich wissen, wo er ewig steckt!"

Karl fand ihn in einer Ecke des Fuhrhofs, wo er aus einer Futterschwinge die Hühner fütterte.

„Ich hatte mit Ihnen wegen der Gepäckbeförderung geredet, Herr Wagenseil."

„Ach so, ja, richtig! Man erkennt dich ja nicht wieder! Ist es nun soweit?"

„Einmal muß man anfangen, Herr Wagenseil."

„Bei mancher Sache fängt man am besten gar nicht erst an. Wo hast du denn deinen Freund? Du wolltest doch einen Freund mitbringen, der Kutscher spielen soll."

„Mit dem habe ich mich verkracht", antwortete Karl zu seiner eigenen Ueberraschung, denn davon hatte er Wagenseil eigentlich nichts erzählen wollen. „Aber ich bin vom Land und kann auch mit Pferd und Wagen umgehen", fügte er rasch hinzu.

„So?" antwortete Wagenseil. Er stülpte die Futterschwinge um, so daß die restlichen Gerstenkörner wie ein goldener Regen auf die Hühner fielen. „Und was sagen die Dienstmänner und Gepäckträger?"

„Die haben abgelehnt!" antwortete Karl Siebrecht.

„Rindviecher!" sagte Wagenseil. Er stelzte Karl voran über den Hof auf einen einfahrenden Wagen zu. „Ich habe meinen Bengel hingeschickt, die Gepäckkarren zu zählen. Zweiundachtzig rauf wie runter hat der gezählt."

„Das ist aber ein Geschäft, Herr Wagenseil!"

„Natürlich ist das ein Geschäft! Heu?" fragte er den Kutscher des angekommenen Wagens. „Wiesenheu oder Kleeheu?"

„Kleeheu nehm' ich lieber, Herr Wagenseil. Wie ist denn heute der Preis?"

„Eins neunzig, bloß ich hab' keins. Ein Geschäft ist das schon, bloß bist du auch der richtige Mann fürs Geschäft, Junge? Und Wiesenheu ist heute auch nicht da, morgen kommt wieder was 'rein. Nimm solange ein paar Ballen Haferstroh mit. Da 'rüber zu dem Schuppen! Sage mal, Junge, bist du noch nicht auf die Idee gekommen, daß ich dieses Geschäft ohne dich machen könnte?"

„Nein, Herr Wagenseil, so was traue ich Ihnen nicht zu."

„Natürlich traust du mir das zu! Bloß, du hast noch nicht daran gedacht. Na, komm mal mit in meine Bude!"

Wagenseil warf sich auf einen Stuhl, daß er krachte. Er streckte seine schwarzledernen Gamaschenbeine weit von sich, sah Karl an und sagte: „Ich will das Geschäft nicht ohne dich machen, weil du einen schlauen Gedanken gehabt hast, und wo ein schlauer Gedanke ist, da sitzen vielleicht noch mehr! Bloß darum!" Er war längst wieder aufgestanden, war auf und ab gelaufen, hatte an der Kopierpresse gedreht, einer Schrankfüllung einen dröhnenden Schlag versetzt, hatte ins Telefon geblasen, er war nicht eine Minute unbeschäftigt gewesen. „Ich stelle also Pferde und Wagen gegen tägliche Bezahlung, wie wir es besprochen haben", fuhr er fort. „Du hast alles Risiko."

Er ging an das Telefon, verlangte eine Verbindung und fing an, in den Apparat hineinzureden, wobei sich seine Stimme ständig steigerte, bis sie schrie. Nun stampfte er schon mit den Füßen und schlug mit der Faust an die Wand. „Ich verstehe mehr von Pferden als alle Pferdehändler in Berlin zusammen! Ich habe was Neues vor, ich brauche mindestens zehn neue Pferde, gängige Ostpreußen, am besten mit ein bißchen Hannoveraner Blut drin!"

Als er eingehängt hatte, wandte er sich wieder an Karl. „Wieviel Betriebskapital hast du?" fragte er.

„Hundert Mark", sagte Karl.

„Schafskopf!" lachte Wagenseil. „Tausend hättest du sagen müssen! Alles dein Geld?"

„Nein ..."

„Wieviel ist dein eigenes?"

„Fünfunddreißig Mark!"

„Vergiß das nicht", sagte Wagenseil plötzlich fast aufgeregt. „Vergiß das bloß nicht! In zwanzig Jahren wirst du daran denken, daß du den großen Zirkus mit fünfunddreißig Mark Eigenem aufgezogen hast! Und dumm bist du auch nicht, wenn du auch nur aus Dummheit ehrlich bist. Hättest du tausend Mark gesagt, hätte ich den Laden vielleicht doch ohne dich gemacht. Dann wärst du mir zu stark gewesen. Mit tausend Mark kannst du jeden Fuhrwerksbesitzer in Berlin mieten. Jetzt brauchst du mich!"

„Ich will es auch nur mit Ihnen machen."

„Weil du bloß hundert Mark hast! Paß auf, mein Sohn, wie ich mir den Kram denke. Jetzt fangen wir bloß mit einem Wagen an, und du spielst Kutscher, bis wir die Dienstmänner kirre haben. Du hast gehört, was ich wegen der neuen Pferde telefoniert habe?"

„Ein bißchen. Die sollen dafür sein?"

„Natürlich. Ein Wagen ist nichts. Wir müssen zehn Wagen haben, zwanzig, wir halten an allen Bahnhöfen, zu jedem Zug! Und zum Schluß kommt das Größte: wir machen uns an die Bahn 'ran und schließen mit ihr einen Vertrag, daß wir allein in Berlin Gepäck befördern dürfen. Der Bahn werden wir dafür etwas bezahlen müssen, und nicht zu knapp, aber laß man, das Geschäft wird doch gut werden."

Karl sah den langen Mann mit glänzenden Augen an. Was er sich geträumt hatte, dieser Mann hatte es eben mit klaren, geschäftsmäßigen Worten gesagt!

(5. Fortsetzung folgt.)

1. Zwei Welten begegnen sich: Der Aristokrat und der Revolutionär.

Zeit: Im vierten Jahr der französischen Revolution! Der Revolutionär Pérault, früher Diener, verlangt eine neue Demütigung von seinem einstigen Herrn, dem Aristokraten Graf von Bréchard. „Wir verlangen die wahre Volksgemeinschaft. Der frühere Graf hat sich innerhalb 24 Stunden zum Beweise seiner aufrichtigen revolutionären Gesinnung mit einer Frau aus dem Volke zu vermählen." Der Graf: „Meine Wahl steht mir vollkommen frei?" „Frei, absolut frei, Bürger Bréchard" . . . (Bréchard: G. Hadank, Pérault: P. Dahlke)

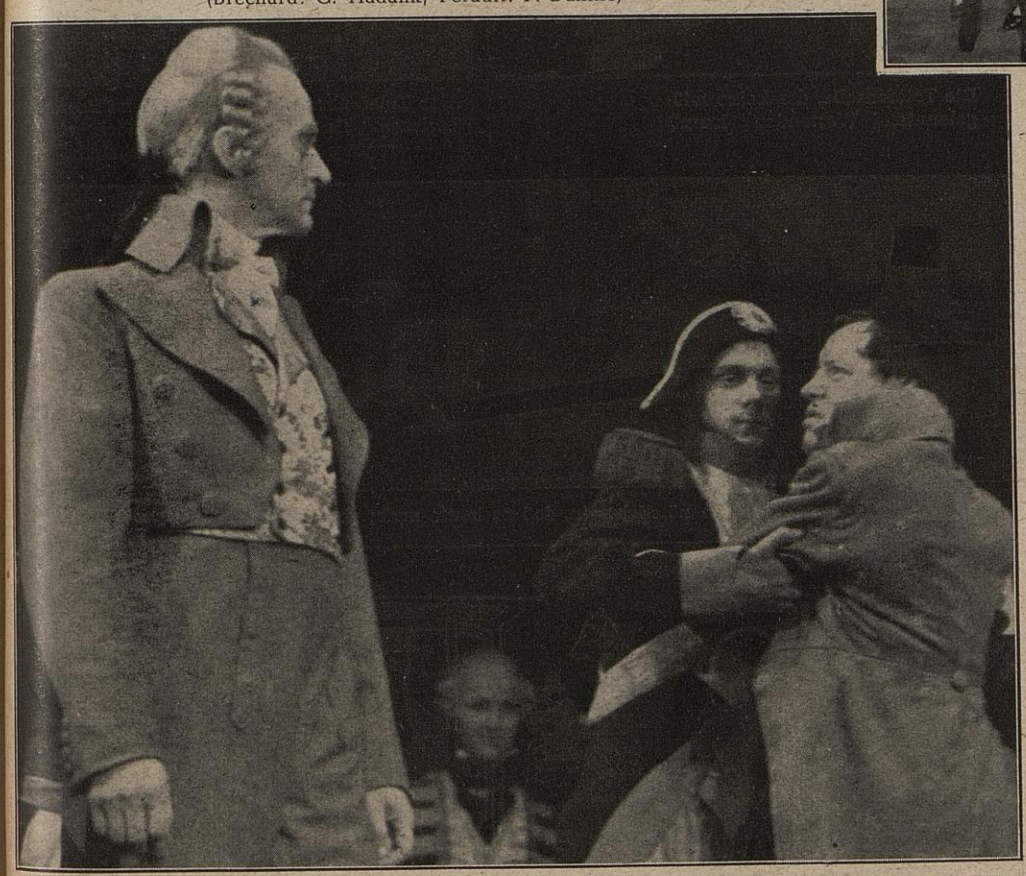
2. . . . „dann bitte ich um die Hand deiner Tochter!"

Der Graf: „Machen wir hier den Anfang mit der Erneuerung Frankreichs zum Wohle der neuen Generation. Meine Wahl ist getroffen, Maria, deine Tochter, will ich. Wir beide gehen zusammen und beginnen die neue Zeit." Dem Grafen wird bei der Hochzeit von der jubelnden Menge die Jakobinermütze aufgestülpt (Bild unten links).

3. Aus Revolutionären sind Spießer geworden.

Im Schloß des Grafen tafeln und prassen sie. Der einstige Revolutionär: „Hunderttausend von neuen Reichen wie wir warten auf den Moment, wo sie den neu erworbenen Wohlstand genießen können. Für uns alle gibt es nur ein Ziel, diese verfluchte Revolution einmal zum Abschluß zu bringen. Ehe wir nicht in Ruhe unsere Silbertaler zählen können, betrachte ich die ganze Revolution als einen Unfug."

Aufnahmen: Umbo



4. Die Stunde der Abrechnung ist gekommen: Die Schieber der Revolution werden verhaftet.

Eiskalt blickt der Graf auf die einstigen Revolutionäre, die wie er der Guillotine verfallen sind: „Es war eine großartige Idee, die alte Aristokratie mit dem Mädchen aus dem Volke zu verheiraten. Die Reise, die ich jetzt antrete, war eigentlich letzten Oktober fällig. Aber es paßt mir nicht, allein zu reisen. Ihr kommt mit! So ist es viel amüsanter."

5. Der Abschied von dem einzigen wahrhaften Menschen.

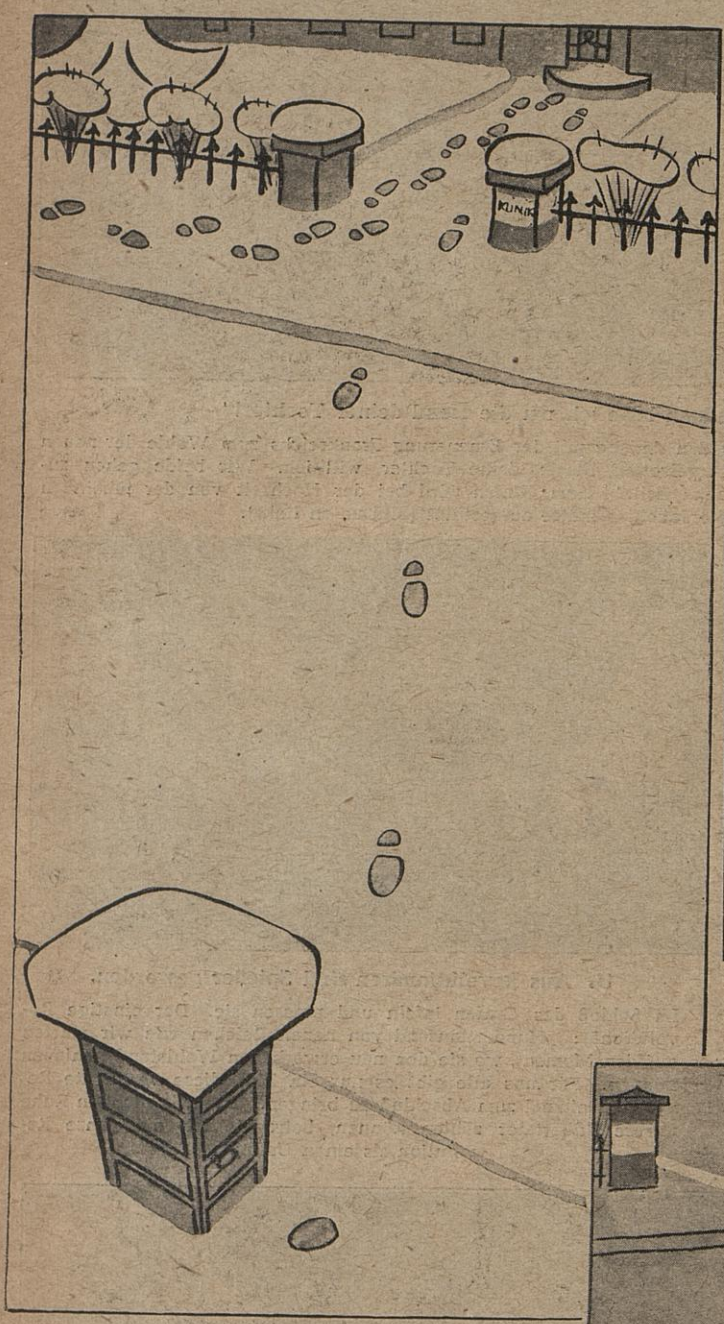
Der Graf: „Maria, du weißt nicht, was du aus mir gemacht hast. Einen ganzen Frühling hast du mir geschenkt, eine neue Jugend im Angesicht des Todes. Es ist der Glaube an die Liebe, die du mir gegeben hast." (Maria: M. Angerpointner)

Der Graf von Bréchard

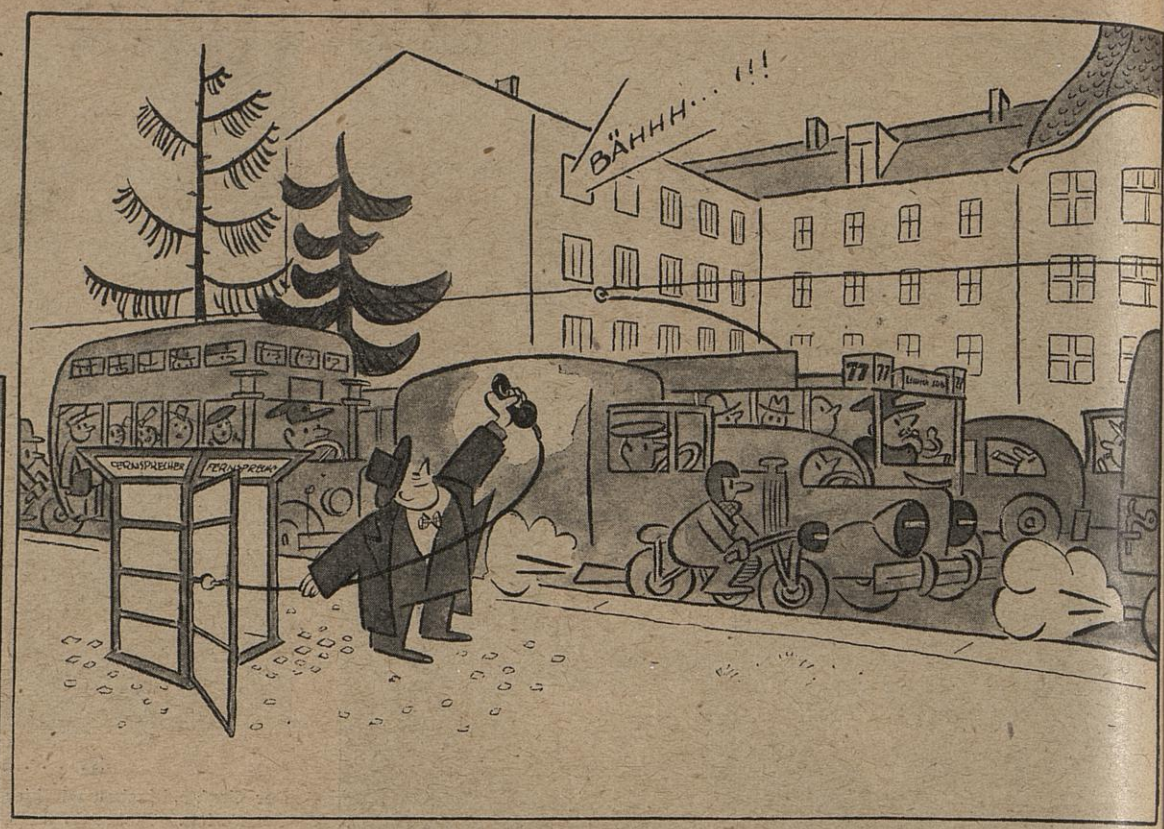
Szenen aus Forzanos Komödie auf den Pöbel der französischen Revolution, aufgeführt im Deutschen Theater in Berlin

Hans Kossatz wohnt in der Nähe einer Frauenklinik. Hier beobachtete er

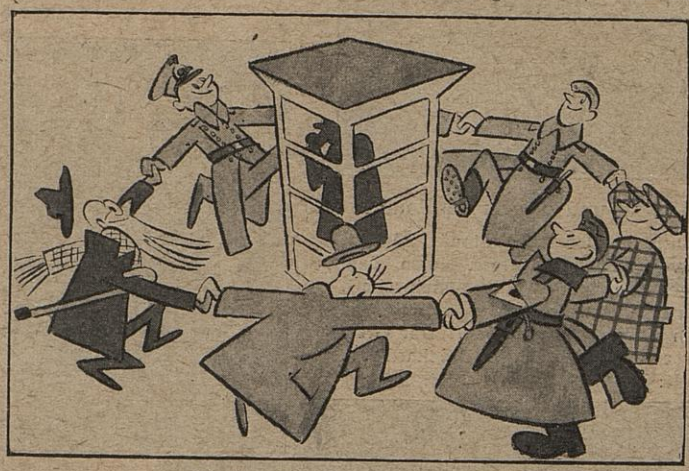
die Zelle der glücklichen Männer!



Spuren eines Glücklichen.

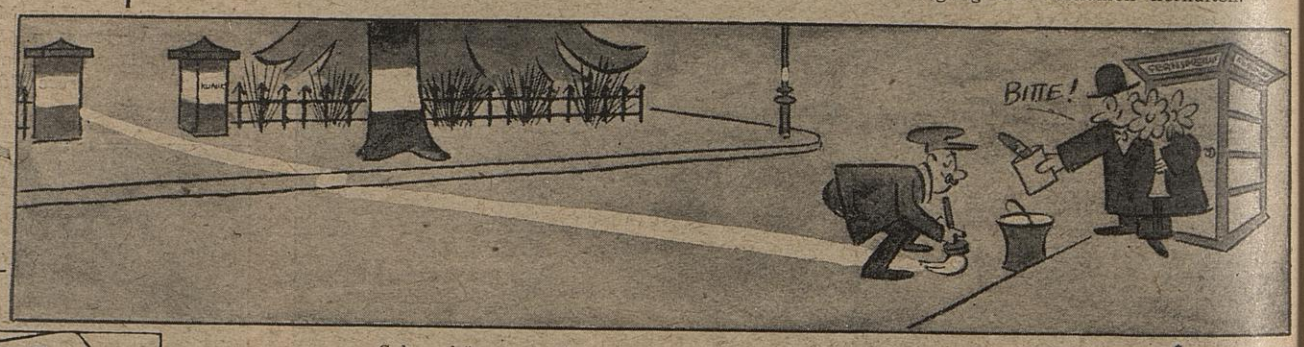


„Schwiegermutter, hörst du ihn?"

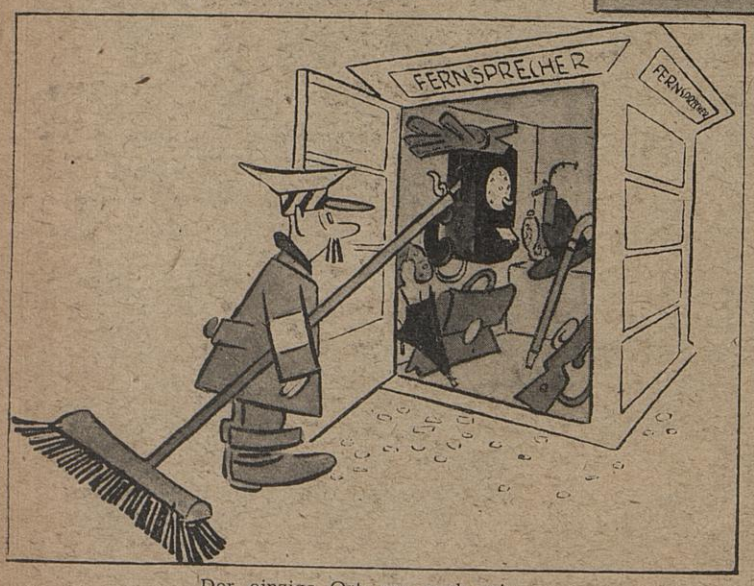


Die Telefonzelle, die keine mißgelaunten Wartenden kennt!

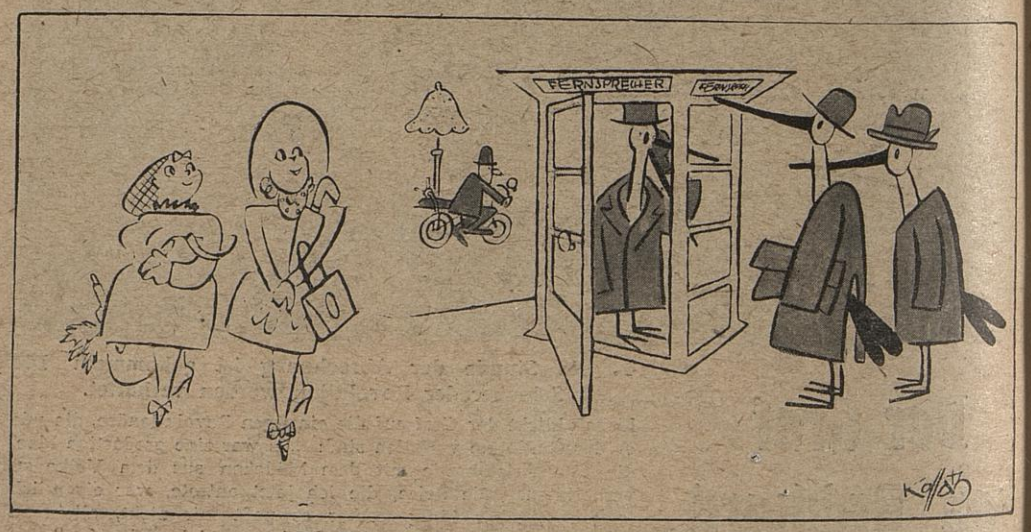
Das Telefonbuch in dieser Zelle ist besonders zerlesen. Es muß zusätzlich noch als Anregung für Vornamen herhalten.



„Sehr schön so, es kann nämlich sein, daß es heute nacht so weit ist!"



Der einzige Ort, wo auch wir Männer mal vergeßlich sind.



Die Frauen müssen immer schmunzeln, wenn sie die Männer hier telefonieren sehen

Hauptschriftleiter: Harald Lechenperg; Vertreter Dr. Ewald Wüsten; Anzeigenleiter: Herbert Hodorff: sämtlich in Berlin. Heftpreis 20 Pfennig. Für die Zustellung ortsübliche Gebühr. Postbezug monatlich 87 Pf. und 6 Pf. Zustellgeld. Verlag und Druck: Deutscher Verlag, Berlin SW 68, Kochstr 23. Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nr. 7 gültig.
B a b 1 1 2 3 4

.... und nun schicken Sie dieses Heft an die Front!